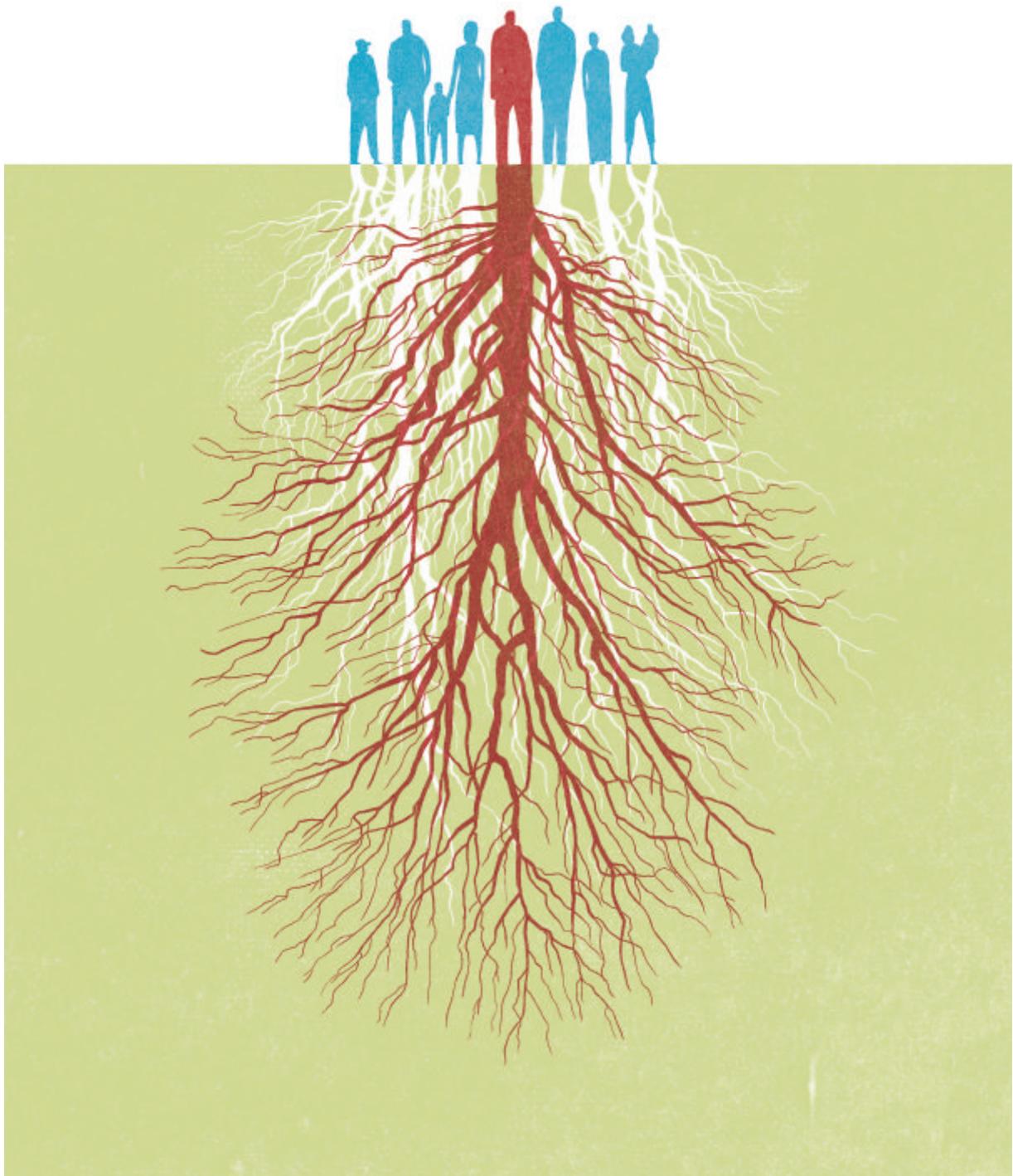


DIE GESELLSCHAFT DES LANGEN LEBENS

Zur Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen

von Karin Frick, Frank Froböse, Detlef Gürtler



Inhalt

5	Grussworte
7	Thesen
8	Einleitung – Die Gesellschaft des Langen Lebens
10	Sechs Thesen – Zur Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen
11	Fluid Life – Leben ohne Verfallsdaten
18	Swiss Re: Zur Finanzierbarkeit des langen Lebens
22	Permawork – Sinnfindung in der Tätigkeit
29	Stay Management – Der Platz der Alten ist vor Ort
36	Age Stiftung: Zu Best-Practice-Beispielen
40	Mobile Home – Der Platz der Alten ist die Welt
44	Flexible Care – Pflegeperspektive Convenience
50	IBM: Zum Ambient Assisted Living
54	Care-Tech – Roboter übernehmen immer mehr Pflegearbeit
60	Marcus Hammerschmitt: «Die neue Akademie»
64	Fazit – Potenziale einer Gesellschaft des langen Lebens
65	Anhang

Grussworte

Zukünftige Entwicklungen gestalten



Der Anteil älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung wird weiter zunehmen. Wir, die Angebote für gesunde und gebrechlich werdende Ältere bereitstellen, befinden uns in einem der wenigen Wachstumsmärkte. Jedoch war die Wohnungs- und Pflegebranche in den vergangenen Jahrzehnten häufig wechselnden Rahmenbedingungen unterworfen, an die wir uns kontinuierlich anpassen mussten. Bis heute fällt es Politik und Gesellschaft schwer, sich einen planerischen Vorsprung zu erarbeiteten und zukünftigen Entwicklungen gelassen und vorbereitet entgegenzublicken. War früher oft der Grundsatz der drei «S» zu hören – satt, sauber, still –, gilt heute und in Zukunft zunehmend das Konzept der drei «L»: live, life, liberty. Bei der Umsetzung dieses neuen Konzepts haben die privaten Anbieter dank ihrer deutlich höheren Flexibilität einen grossen Wettbewerbsvorteil gegenüber staatlichen oder halbstaatlichen Einrichtungen. Wir möchten uns der schnellen Entwicklung in der Wohnungs- und Pflegebranche nicht anpassen, sondern sie aktiv mitgestalten. Im Folgenden schauen wir mit Mut und Kreativität in die Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen.

Clovis Défago, Präsident, Senesuisse

Gesellschaftliche Herausforderungen meistern



Unsere Studie zur Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen basiert auf einer erfreulichen Ausgangslage: Wir leben immer länger. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist die durchschnittliche Lebenserwartung in Mitteleuropa um 40 Jahre gestiegen. Das Max-Planck-Institut für demografische Forschung spricht von drei Monaten, die das Leben Jahr für Jahr länger geworden ist. Während vor noch nicht allzu langer Zeit der Tod quasi jeden Lebensabschnitt begleitete, ist heute ein langes, grösstenteils gesundes Leben für viele die Normalität. Was die Menschen subjektiv bereits leben und erleben, erfordert nun auch soziale Anpassungen. Das individuelle Glück ist zur gesellschaftlichen Herausforderung geworden. Wie passen wir unsere Vorstellungen vom Alter an die neue gelebte Realität an? Welchen Veränderungen müssen unsere Systeme unterzogen werden? Welche zusätzlichen Angebote muss es in einer Gesellschaft des langen Lebens geben? Als Antworten auf Fragen wie diese machen wir anhand der folgenden sechs Thesen neue Vorschläge und freuen uns diesbezüglich auf eine kontroverse Diskussion.

David Bosshart, CEO, Gottlieb Duttweiler Institute

Thesen

Altern

Fluid Life – Leben ohne Verfallsdaten

Altern ist grenzenlos, es fängt nicht an und hört nicht auf; Phasen gehen ineinander über, biografische Kontinuität macht Altern heterogen und individuell; es gibt keine Kategorie «Alter»

Permawork – Sinnfindung in der Tätigkeit

Rente und Ruhestand sind Begriffe der Vergangenheit; das lange Leben bedingt neue Vorstellungen von Tätigkeit; neben und nach der Erwerbsarbeit sind wir aktiv und produktiv

Wohnen

Stay Management – Der Platz der Alten ist vor Ort

Heim und Daheim verschmelzen zu Quartieren; das Bedürfnis nach Mobilität im eigenen Umfeld ist konstant; Pflegeleistungen sind Teil eines einfach zu ordernden Service-Pakets

Mobile Home – Der Platz der Alten ist die Welt

Altern findet an mehreren Orten gleichzeitig statt, das Reisen hört nicht auf; es gibt überall auf der Welt Orte, die für das Altern unterwegs geschaffen sind; dort fühlt man sich zuhause

Pflegen

Flexible Care – Pflegeperspektive Convenience

Altern ist anstrengend, aufgrund der hohen Erwartungen an Ältere wird es immer anstrengender; es wächst das Bedürfnis nach Convenience-Angeboten, die das Altern vereinfachen

Care-Tech – Roboter übernehmen immer mehr Pflegearbeit

Roboter erledigen die unangenehmen Aufgaben der Pflege; sie ermöglichen ein Zusammenspiel von Fachkräften, Freiwilligen und sich selbst; sie sehen nicht «robotisch» aus

Einleitung

Die Gesellschaft des langen Lebens

«Auf diesem Planeten haben wir 1972 den Gipfel der Jugend erreicht. Seitdem hat sich das Durchschnittsalter auf Erden jedes Jahr erhöht, und ein Ende des Älterwerdens der Welt ist in den nächsten paar hundert Jahren nicht in Sicht!»

Kevin Kelly, Autor und Gründungsherausgeber,
Wired Magazine

«Älterwerden ist das Beste, was der modernen Welt passiert ist, ein kultureller und ethischer Wandel, der nur vernünftig scheint.»

Theodore Roszak, Autor und Ökonom

Anders altern als bisher

So wie im 20. Jahrhundert die Jugend neu erfunden wurde, wird das 21. Jahrhundert das Alter neu erfinden. Die demografischen Fakten sind seit langem bekannt: Unsere Gesellschaft wird in den kommenden Jahrzehnten unausweichlich älter. Das bedeutet aber nicht zwangsläufig Generationenkrieg und Niedergang. Eine älter werdende Welt und eine älter werdende Gesellschaft haben viele Vorteile: mehr Erfahrungen, Entschleunigung und höhere Glücksfähigkeit.

Die Babyboomer, die geburtenstarken Jahrgänge der zwischen 1946 und 1964 Geborenen, lösten vor einem halben Jahrhundert einen globalen Jugendkult aus. Nun bilden sie die Vorhut einer neuen «Altersbewegung». Der Jugendkult hat seinen Höhepunkt überschritten. 2011 wurden die ältesten Babyboomer 65 Jahre alt, und seither schreitet das Älterwerden der westlichen Gesellschaften in bisher ungekannter Geschwindigkeit voran. In einer Gesellschaft, in der die Anzahl älterer Menschen überwiegt, bekommen diese auch mehr soziales, kulturelles und wirtschaftliches Gewicht. Wenn die Mehrheit der Bevölkerung über 50 ist, wird alt werden normal und fallen graue Haare

und faltige Gesichter nicht mehr auf. Man wird überall Menschen begegnen, die gleich alt oder älter sind: bei der Arbeit, beim Einkaufen, im Restaurant, an der Universität etc. Die älteren Menschen bleiben sichtbar und sind überall präsent – als Kunden, als Mitarbeitende, als Chefin oder Chef, als Kommilitonen, als Umweltaktivisten, Musiker und als Liebespaare. 1965 sangen The Who: «I hope I die before I get old». 2012 traten sie bei der Schlussfeier der Olympischen Sommerspiele in London auf. Auch viele andere Rockstars wie z.B. Tina Turner oder Mick Jagger stehen als (über) 70-Jährige noch auf der Bühne und begeistern das Publikum, das ebenfalls älter geworden ist.

Altern als kulturelle Veränderung

Das alte Bild des Alters wurde in den letzten Jahren von der Realität überholt. Nicht nur ältere Rockstars, auch «normale» Menschen der Generation 70plus sind so vital wie nie zuvor. Sie reisen, bilden sich weiter, beraten, unterrichten, treiben Sport, unterstützen ihre Kinder und helfen in der Nachbarschaft. Wenn die Bevölkerung nicht mehr wächst und Fachleute nicht mehr durch Nachwuchskräfte ersetzt werden können, werden die älteren Menschen beruflich länger aktiv bleiben.

Dadurch verändert sich auch unsere Kultur. Wir gehen von einer «birthing culture» oder «first buy economy», in der alle hungrig sind und immer das Neueste haben wollen, in eine «aging culture» oder «replacement economy», in der die Mehrheit satt ist und nur noch etwas Neues anschafft, wenn etwas Altes ersetzt werden muss. Der Konsum sinkt, andere Bedürfnisse rücken in den Vordergrund. Dies gilt auch für Lebensstile und Beziehungen, wo man mehr auf das Vertraute setzt.¹

Mit 50 erwarten wir nicht, dass wir gleich denken und handeln wie mit 20, und mit 80 erwarten wir nicht, dass wir uns gleich fühlen wie mit 50. Ähnliches gilt für die Gesellschaft: Eine Gesellschaft, in der das Durchschnittsalter und der Anteil der über 60-Jährigen stetig steigen, hat andere Bedürfnisse, Prioritäten und Präferenzen als eine Gesellschaft, in der die Mehrheit der Bevölkerung unter 30 ist. Wer schon alles hat (Haus, Auto, Kleider, Schmuck usw.), orientiert sich nicht mehr am letzten Schrei und den neusten technischen Spielereien, sondern konzentriert sich mehr auf Dinge, die ihm oder ihr wirklich wichtig sind.²

Ältere Menschen sind abgeklärter, anspruchsvoller und haben mehr «seriöse» Themen, wie Würde, Weisheit, Erinnerungen, aber auch Krankheit und Tod. Diese Themen sind nicht unbedingt «sexy» für das Marketing, was sich jedoch zunehmend ändern wird. Eine wachsende Zahl von Produkten und Kampagnen zeigt, wie man mit Stil alt werden kann. Auch Lifestyle- und Fashion-Magazine gehen heute entspannter mit dem Thema Alter um und zeigen immer mehr interessante Menschen jeden Alters. Sie präsentieren altersloses Design und scheuen sich auch nicht, vermehrt über Spitäler und Altersheime zu berichten.

Neue Werte in einer alternden Gesellschaft

Entwicklungspsychologische Forschungen zeigen, dass sich Motivation und Emotionen im Laufe des Lebens ändern, und zwar hin zu grösserer Stabilität und mehr Gelassenheit. In der Jugend hat man Träume, die Zukunft ist offen und die Menschen sind motiviert weiterzukommen, ihren Horizont zu erweitern und in Bildung und neue Kontakte zu investieren. Mit zunehmendem Alter verschiebt sich die Motivation: Die Erinnerung

bekommt mehr Gewicht, man interessiert sich für und investiert immer mehr in Menschen und Projekte, die einem wirklich wichtig sind.

Ältere Menschen wissen, was gut für sie ist. Im Unterschied zur Jugend werden im Alter weniger langfristige und mehr emotional bedeutungsvolle Ziele verfolgt. Ältere schaffen Situationen, in denen sie sich wohl fühlen, pflegen vor allem Kontakt mit Menschen, die sie mögen, und sie vermeiden Situationen und Personen, die negative Gefühle bei ihnen auslösen. Sie bevorzugen nahe, vertraute Personen, die Gefühle der Verbundenheit bieten. Sie meiden Konflikte und sind flexibler bei der Problemlösung. Sie können ihre Emotionen besser regulieren als junge Menschen und kehren schneller von einer negativen Stimmung in eine positive zurück.³

Wer heute mit 65 in Rente geht, hat noch 20 bis 30 gute und auch produktive Jahre vor sich. Die Voraussetzungen, etwas Neues zu schaffen waren noch nie so gut wie heute. Die Generation, die in den nächsten Jahren in Rente gehen wird, verfügt über genügend Ressourcen – finanzielles und soziales Kapital –, Wille und Fantasie, um die gewonnenen Jahre für sich und die Gesellschaft anders zu gestalten als mit abgegriffenen «Seniorenaktivitäten», welche die Langeweile kaum überdecken. Heutige Ältere sind imstande, sich die gewonnenen Jahre aktiv anzueignen und zu nutzen. Sie sind leistungswillig, kompetent und bereit sich zu engagieren. Mit dieser Perspektive kann das Alter zu einem echten persönlichen und gesellschaftlichen Gewinn werden.

¹ Stephane Garelli: A desynchronized recovery, <http://garelli.ch/abstract-of-presentation>

² Karin Frick: Generation Gold, GDI-Studie Nr. 18, 2005

³ Laura L. Carstensen: Evidence for a life-span theory of socio-emotional selectivity, 1995

Sechs Thesen Zur Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen

Unter dem Dreiklang von Altern, Wohnen, Pflegen, der im Folgenden die Studie strukturiert, fassen wir eine Reihe von Aspekten zusammen, die in einer alternden Gesellschaft eine grosse Rolle spielen. Unser Ziel ist es, der Heterogenität älterer Menschen gerecht zu werden und für verschiedene persönliche Situationen in einer Gesellschaft des langen Lebens Vorschläge zu machen. Die im Folgenden vorgestellten Thesen widersprechen sich also hie und da, weil der mannigfaltige Prozess des Alterns unterschiedliche Lösungen braucht.

In seinen «Szenarien zur zukünftigen Entwicklung von Morbidität und Langlebigkeit» präsentiert das Bundesamt für Statistik drei verschiedene Möglichkeiten.⁴ Die Erste: gleichbleibende gesunde Lebenszeit, wachsende morbide Lebenszeit. Die Zweite: gleichbleibende morbide Lebenszeit, wachsende gesunde Lebenszeit. Und die Dritte: wachsende gesunde Lebenszeit, komprimierte morbide Lebenszeit. Die Entwicklung, die das Bundesamt als die wahrscheinlichste einschätzt, ist eine Verbindung des ersten und zweiten Szenarios. Das heisst, in den nächsten Jahrzehnten wird sowohl die gesunde als auch die morbide, gebrechliche, auf Hilfe und Pflege angewiesene Lebenszeit wachsen. Daher stellen wir einige Thesen auf, die der Verlängerung der aktiven Phase Rechnung trägt (bspw. «Mobile Home»), und andere, die sich spezifisch an bereits hilfebedürftige Ältere richtet (wie z.B. «Flexible Care»).

Ein weiterer Beleg für die Heterogenität von Älteren geht aus der kürzlich erschienenen Altersstudie von Körber-Stiftung und Nextpractice hervor.⁵ Hier konnten vier Einstellungen zum Alter aufgezeigt werden. Dem «postmodern hedonistischen» Modell (Fokus auf Spass und Erlebnis) steht das «traditionell biografische Modell» (Würde und Erfahrung) konträr gegenüber. Diejenigen, die im Alter dem «heroisch altruistischen» Modell folgen

(Aktivität und Leistung), sind das Gegenteil von denjenigen des «kollektiv-solidarischen» Modells (Inklusion und Solidarität). Die Widersprüche zwischen den verschiedenen Älteren und ihrer Vorstellungen vom Alter möchten wir nicht auflösen. Einige unserer Thesen beziehen sich eher auf die eine, andere auf die anderen Gruppen.

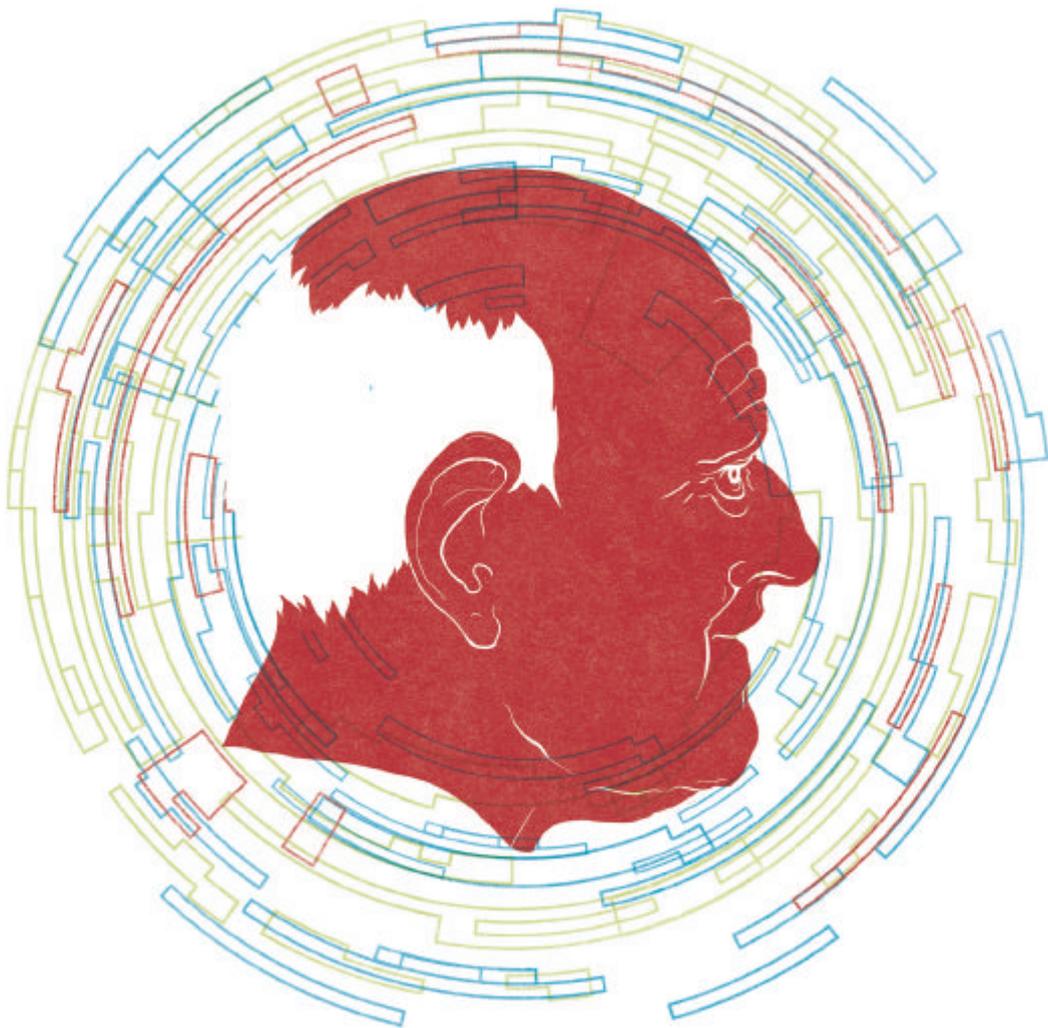
Trotz individuellen Unterschieden geht es den älteren Menschen heute allgemein gut. Wohl situiert, gesellig, aktiv und zufrieden scheint heute in Mitteleuropa die Regel; einsam und verarmt die Ausnahme.⁶ Es herrscht also ein Zwiespalt zwischen individuellem Glück und gesellschaftlicher Herausforderung. Wir begegnen dieser Herausforderung mit gut belegtem Optimismus und stellen im Folgenden unsere Thesen zur Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen vor. Jede These enthält ein eigenständiges Argumentarium, eine Zusammenfassung zentraler Punkte sowie einen als Anstoss gemeinten Lösungsvorschlag. Die Thesen werden begleitet von vier Gastbeiträgen, die nicht direkt in Verbindung zu einer einzelnen These stehen und jeweils einen separaten Aspekt behandeln. So wird der Mannigfaltigkeit des Alterns kreativ Rechnung getragen. Am Ende der Studie werden die verschiedenen Aspekte in einem kurzen Fazit zusammengefasst.

⁴ BFS: Die Zukunft der Langlebigkeit in der Schweiz, Neuchâtel 2009

⁵ Präsentiert in: Hanna Tügel: Das Alter auf der Couch, GEO 12/2012.

⁶ u.a.: Institut für Demoskopie Allensbach: Generali Altersstudie 2013: Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren, Dezember 2012; Forsa-Umfrage: Altern in Deutschland, durchgeführt im Auftrag von Körber-Stiftung und stern, März 2012

Fluid Life Leben ohne Verfallsdaten



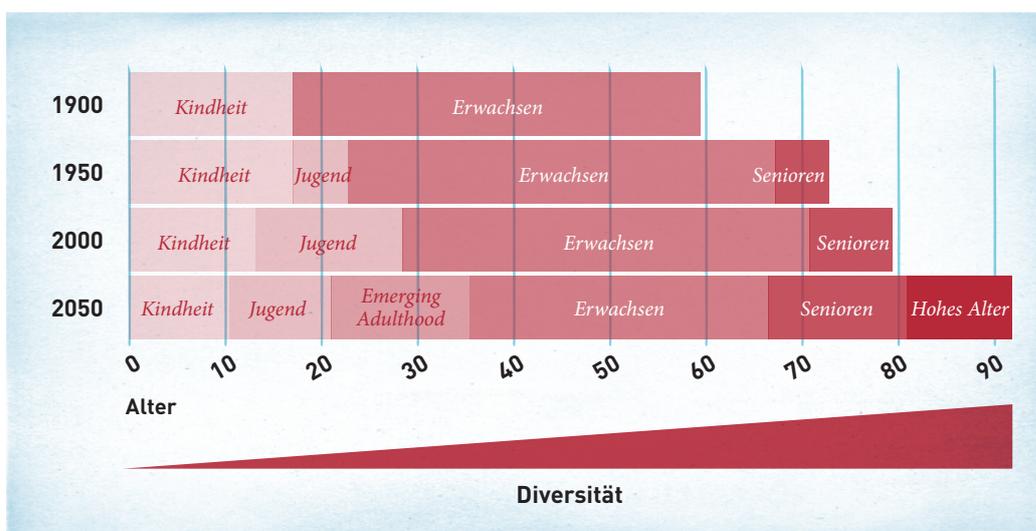
«Menschen, die dank den Lebensumständen der westlichen Industriegesellschaft – Fitness, gesunde Ernährung, finanzielle Unabhängigkeit – ihr Pensionsalter erreicht haben, wollen mit 65 nicht verschwinden, weder aus dem Arbeitsleben noch aus dem gesellschaftlichen Leben. Sie sind selbstbewusst und anspruchsvoll. Und mit 70 fangen sie häufig etwas Neues an.»

Monique R. Siegel, Trendforscherin

Wann ist man alt?

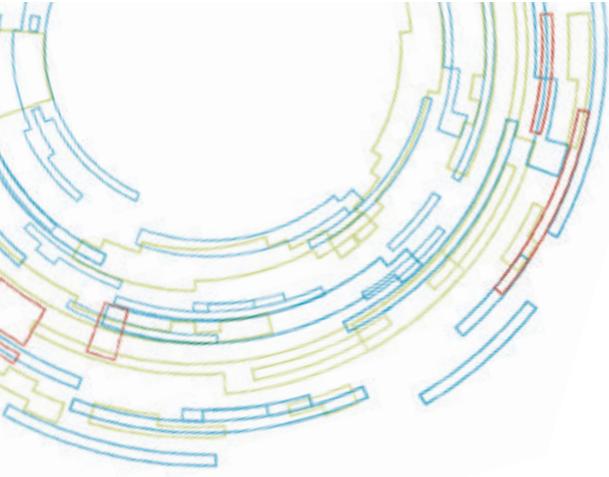
Altern ist keine von anderen Lebensphasen abgetrennte Kategorie mehr, sondern grenzenlos. Es fängt nicht an und hört nicht auf. Es gibt keine ritualisierten Übergänge mehr, vielmehr sind die Phasen «fluid» – sie sind fließend, gehen ineinander über. Die biografische Kontinuität macht Altern heterogen und individuell. Altern ist ein Prozess: Man wird zwar alt, aber man ist es nie.

Es gibt keine einheitliche Definition von Alter. Älter werden ist ein komplexer Prozess, der nach der Geburt beginnt und je nachdem, welche Dimension menschlichen Lebens angesprochen ist, auf unterschiedlichen Entwicklungsgesetzen gründet. Wie das Alter wahrgenommen wird, hängt auch ab von kulturellen, sozialen und individuellen Faktoren. Vereinfacht kann man drei Typen von Alter unterscheiden: das chronologische oder kalendarische Alter wird bestimmt durch das Geburtsdatum; das soziale Alter durch das gesellschaftliche Altersbild und das institutionelle Alter (Mündigkeit, Rente) durch die Gesetzgebung. Nur das chronologische Alter ist gegeben; das soziale und institutionelle Alter ist dynamisch und beeinflussbar, ebenso das biologische Alter bis zu einem gewissen Grad (man ist und fühlt sich physisch/psychisch jünger, als man dem kalendarischen Alter nach ist).



Neue Landkarte des Lebens: Neue Lebensphasen sind hinzugekommen, Übergänge verschwommen, Unterschiede gestiegen.

Quelle: M. Hauser, A. Ehrensperger, M. Kühne, «Die Super-Opportunisten», GDI-Studie Nr., 2011



Traditionell ist der Alterungsprozess stark durch ritualisierte Übergänge definiert. Über Jahrtausende orientierte sich die Gesellschaften dabei an biologischen Markern: mit Initiationsriten (wie Konfirmation oder Bar Mitzwa) zur Zeit der Pubertät, mit Paarzeremonien (wie der Hochzeit) zum Beginn der Familienphase oder Senioritätsgesten (wie Aufnahme in den Rat der Alten) nach Eintritt der Grosselternschaft. Im 20. Jahrhundert wurden diese biologischen Übergänge stark durch die Orientierung an Zahlen überlagert. Der 18. Geburtstag, der die Volljährigkeit markiert, ist ein solcher Übergang. Viele Jugendliche haben ihn früher mit dem gleichzeitigen Erwerb des Führerscheins oder gar eines eigenen Autos inszeniert und zelebriert. Analog zu dieser Vorstellung kennzeichnet das Erreichen des 65. Altersjahrs das Ende des Erwerbslebens beziehungsweise den Anfang des «Rentenalters». Jugend und Ausbildung, Erwerb und Familie, Ruhestand – diese drei Phasen haben im 20. Jahrhundert das Leben grosso modo gegliedert. Etliche Jahre vor der Jahrhundertwende begann dieses Modell zu bröckeln. Nach dem Erwachsenenleben mit Erwerb und Familie folgte für immer mehr «Senioren» eine zweite Aufbruchphase, welche die Soziologie als «Golden Age», «Best Age» oder «drittes Lebensalter» etikettierte. Das Konzept des Ruhestands war damit in Frage gestellt.

Von aufgelösten Übergängen zum fließenden Lebensentwurf

Mit dem länger werdenden Leben und der steigenden Diversität der Lebensläufe und -entwürfe lösen sich nun die ritualisierten Übergänge zusehends auf, und zwar in allen Lebensphasen. Die Jugendlichen legen heute keinen grossen Wert mehr darauf, ihre Zugehörigkeit zum Erwachse-

nenalter mit öffentlichen Aktionen zu markieren; sie nehmen weder an den traditionellen Jungbürgerfeiern teil, noch haben sie es eilig, von zu Hause auszuziehen oder Autofahren zu lernen. Ein Studium kann man mit 19 genauso beginnen wie mit 40 oder 65. Die meisten gründen erst nach dem 30. Geburtstag eine Familie, viele erst nach 40, und manche haben sogar mit 50 oder 60 noch Kinder – dank künstlicher Befruchtung sind heute nicht einmal mehr den Frauen biologische Grenzen gesetzt. Einen festen Übergang ins «Alter» sieht der fließende Lebensentwurf nicht vor, heute nicht und in Zukunft erst recht nicht:

«Heute in Deutschland geborene Kinder werden mit einer Wahrscheinlichkeit von mehr als 50 Prozent 100 Jahre alt. Es scheint mir klar, dass die meisten von ihnen nicht schon mit 60 oder 65 in Rente gehen wollen – sondern viel später. Sie werden vermutlich mehr Jahre ihres Lebens arbeiten wollen, dafür aber weniger Stunden pro Woche. Dann hätten sie zum Beispiel mehr Zeit für die Erziehung ihrer Kinder und für ihre lebenslange eigene Weiterbildung.»

James Vaupel, Direktor des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung

Bilder und Vorbilder für diese künftigen 100-Jährigen gibt es heute schon zuhauf. Der Schauspieler Dustin Hoffmann hat 2012 als 70-Jähriger zum ersten Mal in seinem Leben einen eigenen Film gedreht. Sein Regiedebüt «The Quartet», das von vier grossen ehemaligen Opernsängern handelt, gehört zu einer langen Reihe erfolgreicher Filme, in denen Alte die Hauptrollen spielen. Der Schauspieler und Kabarettist Emil Steinberger wagt mit 80 Jahren ein Bühnencomeback. Der eigentliche Star des jüngsten James-Bond-Films ist nicht 007-Darsteller Daniel Craig, sondern Geheimdienstchefin «M» – dargestellt von der 79-jährigen Judi Dench. Auch die Liebe hat kein Verfallsda-

tum. Prominentes Beispiel ist der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt, dem die Deutschen nicht nur sein altes Laster, das Rauchen, gönnen, sondern ihm ebenso zugestehen, sich mit 93 Jahren neu zu verlieben.

Persönlichkeiten mit Ausstrahlung, Lebenserfahrung und Charisma: Sie machen das «neue» Bild vom Altern interessant. War Altwerden früher mit Niedergang und Verfall besetzt, und wirkten die Bilder von gestählten Windsurfern und trainierten Alt-Ballerinen der Generation Gold noch aufgesetzt, so sind die heutigen Älteren und Alten in der öffentlichen Wahrnehmung authentisch. In der Werbung treten sie attraktiv, aber ganz selbstverständlich mit den Anzeichen biologischer Reife in Erscheinung. Graue Haare, Krähenfüsse, körperliche Makel, vielleicht sogar von einer Krankheit gezeichnet. Reife Menschen sind nicht sexy – aber interessant. Aus der Sicht des Marketings stehen sie für eine wachsende Käufergruppe, die der Wirtschaft steigende Umsätze beschert. Denn ihre Geldbörsen sind häufig so gut gefüllt, dass sie lang gehegte Jugendträume in die Tat umsetzen. Harley Davidson oder Porsche verzeichnen Rekordgewinne dank Käufern im Alter 60Plus. Luxusgüter wie Produkte aus dem Manufactum-Katalog sind bei Senioren gefragt, weil diese Wert auf Nachhaltigkeit legen und bereit sind, den entsprechenden Preis dafür zu bezahlen. Kreuzfahrten haben sich im letzten Jahrzehnt zum boomenden Tourismusweig entwickelt, Hauptklientel sind die neuen Alten.

Altern ist mannigfaltig

So wenig das Alter als abgeschlossene Kategorie bezeichnet werden kann, so fehlt am Platz wäre die Beschreibung älterer Menschen als homogene Gruppe. Altern ist ein Prozess, der nicht stereoty-

piert werden sollte. Aus dem Megatrend der sich auflösenden Lebensübergänge ergibt sich, dass die Diversität in einer älter werdenden Gesellschaft steigt. Schon kleine Kinder sind im Vergleich unterschiedlich, wie die entwicklungsphysiologische und -psychologische Forschung der letzten Jahrzehnte gezeigt hat. Diese Unterschiede nehmen im Lauf des Lebens zu – das Alter differenziert Menschen zusehends. 8-Jährige Primarschülerinnen und Primarschüler lassen sich in einer Schulklasse noch mehr oder weniger mit den gleichen Massstäben messen. Mit 80-Jährigen ist das nicht mehr möglich, ihre Heterogenität ist zu gross. Die 83-Jährige Grossmutter und Urgrossmutter, die ihr Leben im Dorf und in den geregelten Strukturen von Familien- und Vereinsdasein verbracht hat, teilt kaum Gemeinsamkeiten mit dem weitgereisten gleichaltrigen Junggesellen, der auch im hohen Alter urbane Angebote wie Fitnessstudio und Kulturszene genießt.

«Das Alter ist ein Experiment aus der Vielfältigkeit des Lebens. Das ist die Grundlage. Und es ist nicht möglich, eine Gruppe als «alt» zu bezeichnen, weil dies den unterschiedlichen Bedürfnissen dieser Menschen nicht gerecht wird. Deshalb hoffe ich, dass die ganzen Einteilungen und das Gefüge, wie wir es beispielsweise in der Arbeitswelt oder bei den Versicherungen zementiert haben, aufbrechen werden. Und ich wünsche mir, dass Ältere und Alte ganz normal in die Gesellschaft einbezogen werden, mit ihren Schwächen und Stärken.»

Rosmarie Michel,
Unternehmerin im «Unruhestand»

Die Soziologie erklärt die zunehmende Vielfältigkeit beim Älterwerden mit der «biografischen Kontinuität». Die Charakteristiken, welche die verschiedenen Gesichter des Alters beschreiben, bestehen schon bevor die Menschen alt werden.



Eine vielgehörte Beschreibung für die Stadien des Alters lautet «Go-Go, Slow-Go und No-Go», was auf Deutsch so viel heisst wie «rastlos unterwegs, langsam unterwegs, nicht mehr unterwegs». Näher an der biografischen Wahrheit ist diese Einteilung eher gleichzusetzen mit: Jung ein «No-Go» – alt ein «No-Go»; jung ein «Go-Go», alt ein «Go-Go». Frei übersetzt bedeutet dies: Wer in jungen Jahren rastlos war, wird auch im Alter viel unterwegs sein, während eine alte Schlafmütze mit grosser Wahrscheinlichkeit schon in jungen Jahren eine solche war.

Das Leben bleibt endlich

Die Biologie setzt uns jedoch Grenzen. Trotz Individualisierung und steigender Lebenserwartung lässt sich das Altern nicht verdrängen. Das Leben ist und bleibt endlich. Vor allem im hohen Alter ab 80 Jahren nimmt der Anteil der Menschen, die an chronischen Krankheiten leiden, zu. Mit der demografischen Alterung wird er auch in den kommenden Jahrzehnten steigen. Zwar schätzen fast zwei Drittel der Generation 80Plus die eigene Gesundheit als gut bis ausgezeichnet ein, wohingegen sich weniger als ein Zehntel der über 80-Jährigen gesundheitlich schlecht fühlt.⁷ Die Daten zeigen aber auch, dass trotz der positiven Selbsteinschätzung die meisten der über 80-Jährigen im Alltag immer wieder gesundheitliche Probleme haben. Viele leiden unter Schmerzen, Schlafstörungen, Herz-Kreislauf-Problemen, Atemschwierigkeiten oder eingeschränkter Mobilität. Und praktisch alle sind auf Medikamente angewiesen.

«Es gibt im Alter eine Verletzlichkeit, die man jenseits der Teilhabe am «Fluid Life» nicht ignorieren darf. 80 ist nicht das neue 60, und 90 oder 100 ist nicht das neue 70. Manche Dinge, die man mit 60 vielleicht noch zu tun vermochte,

sind mit 80 nicht mehr möglich. Wer das nicht berücksichtigt, ignoriert einen ganz wesentlichen Prozess.»

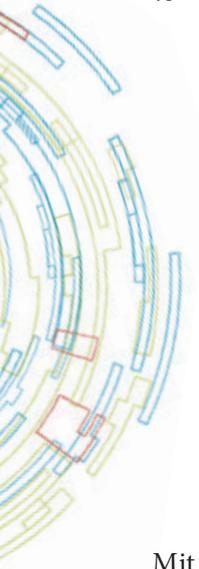
Anja Paehlke, Leiterin BegegnungsCentrum
Haus im Park, Körber-Stiftung

Erhebungen zeigen auch, dass Menschen aus benachteiligten Verhältnissen im Alter stärker von gesundheitlichen Problemen betroffen sind als finanziell besser gestellte Schichten. Sei es, weil sie einen weniger guten Zugang zur Gesundheitsversorgung haben, sei es, dass sie körperlich früher «verbraucht» sind als Personen, die ihren Beruf am Schreibtisch ausüben. Etwas plakativ ausgedrückt bedeutet dies: Im Prekariat altert es sich weniger fluid als in der oberen Mittel- und Oberschicht. Auch unter diesem Aspekt verliert die Kategorie «Alter» an Bedeutung. Viel aussagekräftiger sind andere Einordnungen, wie zum Beispiel Sozialstatus, Bildung und Einkommen. So gesehen existiert «das Alter» nicht – nur älter werden alle.

«Biologisch verlaufen Alterungsprozesse für die allermeisten Menschen ähnlich – Ausnahmen natürlich ausgenommen. Es sind die sozialen Umstände, welche die Unterschiede ausmachen, ob, wann und in welchem Ausmass die Älteren fragil und morbid werden. Statt in Altersgruppen sollte man eher in sozialen Gruppen denken und diese anders definieren.»

Andreas Sidler, Leiter Forschung und
Wissensvermittlung, Age Stiftung

⁷ Imhof, Lorenz et al.: Effects of an advanced practice nurse in-home counseling program for community-dwelling persons 80 years or older. Journal of the American Society of Geriatrics, Dec 2012.



Unser aller Happy End

Mit jedem fluiden Übergang im Alterungsprozess steigt die persönliche Glückskurve an. Trotz der zu verzeichnenden Einbußen (bspw. bei sensorischen Fähigkeiten, der Reaktionsgeschwindigkeit und bei kognitiven Prozessen) und Verluste (gesellschaftlicher Funktionen, geliebter Angehöriger etc.), erfährt das seelische Wohlbefinden zum Ende des Lebens keinen Abbruch, sondern eine Zunahme. Dieses Paradox tritt über verschiedene soziale, Bildungs- und geschlechtliche Kategorien hinweg auf und wird häufig als «Paradox des Wohlbefindens» bezeichnet.⁸

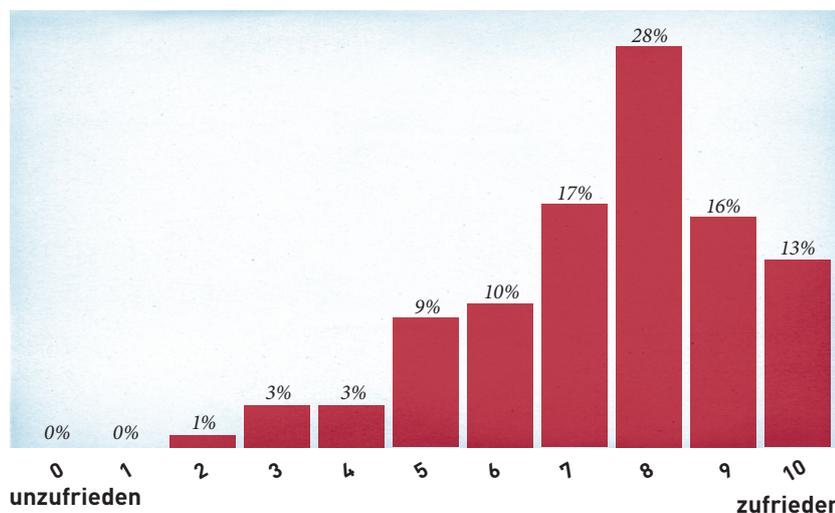
Die Erklärung für das Phänomen ist in erster Linie darin zu finden, dass ältere Menschen besser als jüngere sich mit einer gegebenen Situation abfinden und darin ihr Glück finden können, als an der Situation selbst etwas ändern zu müssen.⁹ Sie schaffen es daher, im halb leeren das halb

gefüllte Glas zu erkennen und sich in ihrer Lage zurechtzufinden, ohne an ihr zu leiden. Sie sind näher dran an der Balance zwischen Selbstverantwortlichkeit und Schicksalhaftigkeit.¹⁰ Ältere Menschen haben Zeit ihres Lebens viel von der Gelassenheit, von dem Mut und von der Weisheit gelernt, um die im berühmten sogenannten «Gelassenheitsgebet» von Reinhold Niebuhr noch gebeten wird: Dort wünscht man sich «die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.»

⁸ P. Perrig-Chiello, F. Höpflinger: Die Babyboomer. Eine Generation revolutioniert das Alter, S. 135.

⁹ Carstensen: Sozioemotionale Selektivitätstheorie und Emotionsregulation in der zweiten Lebenshälfte; Carstensen, L. L.: Evidence for a life-span theory of socioemotional selectivity, 1995

¹⁰ P. Perrig-Chiello, F. Höpflinger: Die Babyboomer. Eine Generation revolutioniert das Alter, S. 137.



Die grosse Mehrheit der 65- bis 85-Jährigen ist mit ihrem Leben äusserst zufrieden.
Quelle: Generali Altersstudie 2012, www.generali-altersstudie.de

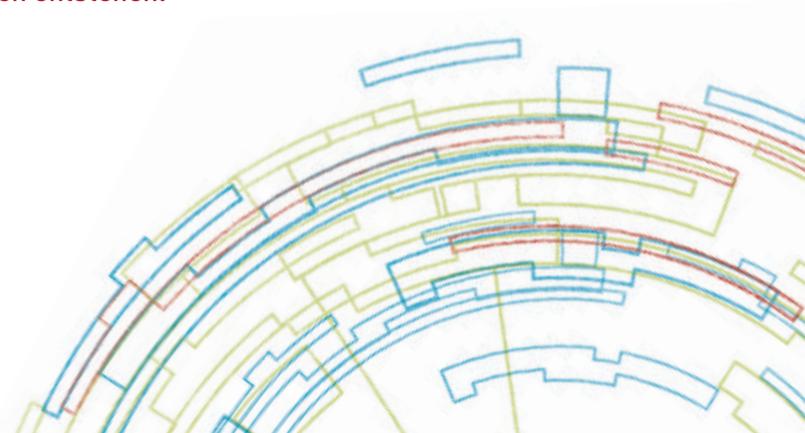
Zentrale Punkte aus «Fluid Life»

Die Lebensphasen sind nicht strikt voneinander getrennt, sondern gehen fließend ineinander über: Es existiert kein fixer Übergang mehr ins «Alter». Auch andere gesellschaftlich ritualisierte Übergänge – Erwachsenwerden, Beginn des Familienlebens – haben sich aufgelöst. An ihre Stelle ist das «Fluid Life», der fließende Lebensentwurf getreten. Altern ist keine abgeschlossene Kategorie, sondern ein Prozess, von dem in der Öffentlichkeit zunehmend positive, authentische Bilder gezeichnet werden. Da sich die persönlichen Eigenheiten und Vorlieben eines Menschen schon in jungen Jahren ausbilden und im Lauf des Lebens verstärken, ist dieser Prozess heterogen und individuell («biografische Kontinuität»). Charakteristiken, welche die verschiedenen Gesichter des Alters beschreiben, bestehen schon, bevor die Menschen alt werden. Das Älterwerden differenziert die Menschen zusehends. Am Schluss des Lebens zeigt für die meisten die Glückskurve nach oben, unabhängig von ihrer Verschiedenheit. Dieses «Paradox des Wohlbefindens» erklärt sich mit der erhöhten Fähigkeit der Älteren, zwischen Schicksal und beeinflussbaren Gegebenheiten unterscheiden zu können.

Neue Idee für «Fluid Life»

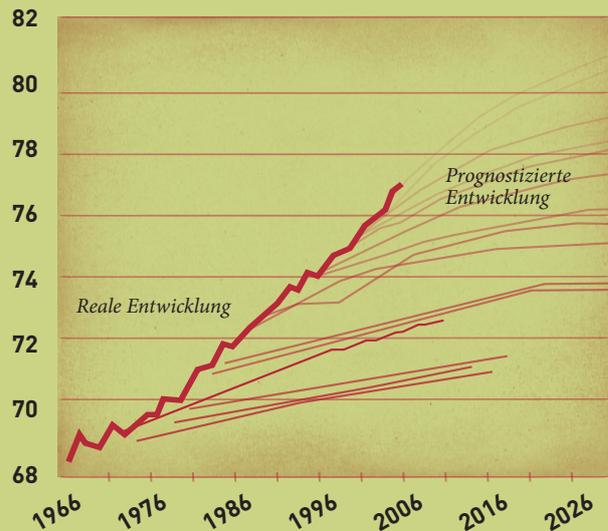
MY LAST

Mit dem Wegfall des Ruhestandsalters gibt es keinen Bedarf mehr für ein gesellschaftliches Alterungsritual. Aber es ergeben sich Chancen, individuelle Rituale herauszubilden, die den Alterungsprozess anders als nur negativ, d.h. also im Verfall, erlebbar machen. Möglich wäre es, in Anlehnung an die «Last Lecture» der US-Hochschultradition, individuelle letzte Dinge und letzte Male feierlich zu begehen. «My last...» beschreibt dabei eine Reduzierung von Optionen, die auch durchaus als positiv und als bewusste Entscheidung gesehen werden kann – von «Meine letzte Zigarette» über «Mein letzter Marathon» bis hin zu «Mein letztes Zeugnis» könnte daraus eine graduelle und langfristige Beschäftigung mit und die Akzeptanz von Alterungsprozessen entstehen.



Swiss Re

Zur Finanzierbarkeit des langen Lebens



Seit 50 Jahren steigt die Lebenserwartung schneller als prognostiziert.
Quelle: Office for National Statistics

Wie lange werden wir leben?

«In etwa 20 Jahren [2029] werden wir in der Lage sein, die steinzeitliche Software unserer Körper so umzuprogrammieren, dass der Alterungsprozess zunächst zum Stillstand gebracht und dann umgekehrt wird.»

Raymond Kurzweil, Autor, Erfinder,
Forschungsleiter Google

«Es gibt erhebliche weiche Grenzen für die Höchstlebensdauer. [...] Die heutige Lebenserwartung wird für einige Gruppen steigen und für andere sinken.»

Jay Olshansky, Soziologie- und Ethik-Professor

Wie lange wir als Individuen leben werden können, wissen wir nicht. Die Meinungen gehen offensichtlich stark auseinander. Möglich sind aber Prognosen für bestimmte Bevölkerungsgruppen.

Je grösser die Gruppe, desto besser werden individuelle Unterschiede ausgeglichen. Allerdings bereiten uns auch statistische Prognosen Probleme. Zwanzig, dreissig oder sogar vierzig Jahre in die Zukunft zu schauen, gelingt uns nur bedingt.

Die Grafik zeigt die versicherungsmathematischen Hochrechnungen der Lebenserwartung für neugeborene Jungen in Grossbritannien. Die tatsächliche Lebenserwartung hat die Prognosen dabei stets übertroffen. So lagen die in den 1970er Jahren abgegebenen Prognosen über die Lebensdauer britischer Männer Mitte der 2000er Jahre um fünf Jahre hinter den empirischen Werten zurück. In der Finanzplanung bedeutet dies eine enorme Lücke. Das Phänomen, dass die Menschen viel länger leben als in früheren Jahrzehnten erwartet, tritt dabei in ganz Europa auf. Aus Kostensicht stellt die längere Lebensdauer die Gesellschaft vor zwei finanzielle Heraus-

forderungen: Erstens müssen steigende Renten finanziert und zweitens müssen die mit einer alternden Gesellschaft verbundenen Kosten, insbesondere für die Gesundheitsversorgung, gedeckt werden.

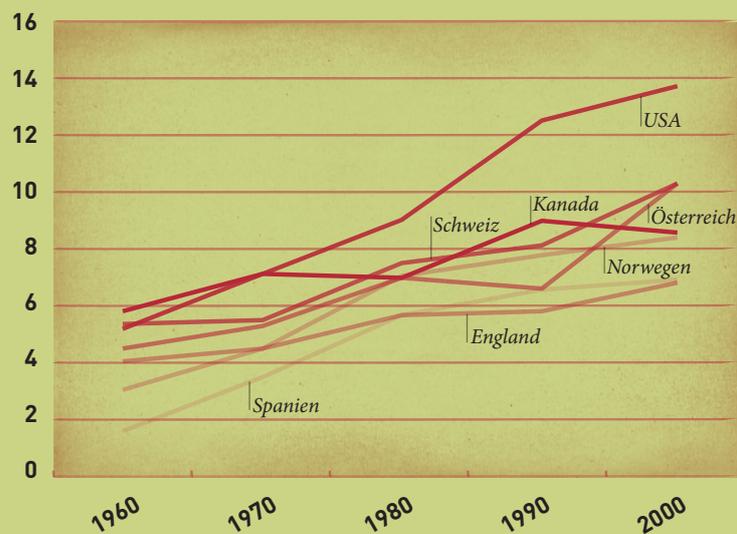
Steigende Kosten I: Renten

Für das Rentenproblem, gibt es zwei häufig verfolgte Lösungsansätze. Eine Möglichkeit zur Senkung der Rentenlasten ist das Anheben des Renteneintrittsalters. Diese wird viel diskutiert, aber aufgrund massiven Widerstands selten vollumfänglich durchgesetzt. Die zweite Lösung besteht in der Ablösung unbegrenzter Rentengarantien durch Vorsorgepläne mit Leistungsprimat, d.h. die Rente wird nicht von Unternehmen und Staat, sondern von Einzelpersonen getragen. Die bezogene Rente bemisst sich nach den effektiv einbezahlten Beiträgen. Das sogenannte Langlebigkeitsrisiko wird auf den Einzelnen abgewälzt.

Damit diese zweite Lösung funktioniert, muss seitens der Rentenbezieher genügend Geld angespart werden, und zwar lange bevor sie ihre Rente beziehen. Dafür braucht es entsprechende Anreize. Hierfür setzt sich in ganz Europa zunehmend das in der Schweiz bereits etablierte Drei-Säulen-System durch: Die erste Säule ist die staatliche Vorsorge, die zweite eine private Pflichtvorsorge und die dritte eine freiwillige private Vorsorge. Der Staat kann die ersten beiden Säulen direkt beeinflussen und Zahlungen zugunsten der Dritten durch Steuererleichterungen und andere Anreize steuern bzw. fördern.

Steigende Kosten II: Gesundheit

Eine alternde Bevölkerung bedeutet aber nicht nur steigende Rentenlasten, sondern auch einen wachsenden Druck auf den Gesundheitsetat. Neben der gesunden Lebensphase wird auch die morbide Phase immer länger. Dies bringt hohe



Die Gesundheitskosten in Prozent des BIP – sie nehmen stetig zu.
Quelle: Weltbank

Kosten mit sich; man denke nur an die Behandlung von chronischen Leiden wie Krebs, Alzheimer oder Parkinson. Die wachsende Verbreitung solcher Krankheiten, die eng mit einer alternden Bevölkerung verbunden ist, bleibt nicht ohne Wirkung auf die Gesundheitskosten. Sie ist ein wichtiger Grund für die Kostenexplosion in den Industrieländern. Im Verhältnis zu den Gesamtausgaben sind die Gesundheitskosten in den Industrieländern gestiegen. Wie aus der folgenden Grafik hervorgeht, war diese Entwicklung in den USA besonders ausgeprägt. In der Schweiz ist der Anteil des Bruttoinlandproduktes, der in das Gesundheitswesen fließt, zwischen 1960 und 2011 von 5% auf 11,5% angestiegen.

Eine alternde Bevölkerung bei niedrigen Geburtenraten hat den Altersmedian kräftig steigen lassen. Dramatische Beispiele einer alternden Gesellschaft finden sich in Ostasien und bestimmten westeuropäischen Ländern. In Japan ist der Altersmedian in nur sechzig Jahren um über zwanzig Jahre gestiegen. Versuche, die Geburtenrate durch finanzielle Anreize zu erhöhen, haben sich als weitgehend wirkungslos erwiesen. Erfolge verzeichnen allerdings Länder mit familienfreundlichen Arbeitsmarktgesetzen und einer guten Kinderbetreuung wie Frankreich und Schweden. Steigende Ausgaben für Gesundheitsversorgung und Renten liessen sich leichter bewältigen, wenn eine solide Basis jüngerer Arbeitskräfte vorhanden wäre, um diese Kosten zu tragen. Eine solche Basis gibt es in der Schweiz immer weniger.



Altersmedian in verschiedenen Ländern
Quelle: Abteilung der Vereinten Nationen für Bevölkerungsfragen

Innovative Finanzlösungen

Die fundamentalen demografischen Strukturen, auf denen der Wohlfahrtsstaat beruht, lösen sich just in dem Moment auf, in dem die Regierungen rund um den Globus mit erheblichen Kosten zur Bewältigung der Finanzkrise zu kämpfen haben. Für konventionelle Lösungen steht nicht genügend Geld zur Verfügung, daher sind innovative Denkansätze erforderlich. Die Finanzierung einer alternden Bevölkerung gehört zu den grössten Herausforderungen, die Industrie- und Schwellenländer in den kommenden Jahrzehnten meistern müssen. Ein allgemein gültiges Patentrezept gibt es jedoch nicht. Die Lücken, die im Gesundheitswesen und in den Rentenkassen klaffen, lassen sich nicht durch ein einzelnes Gesetz schliessen.

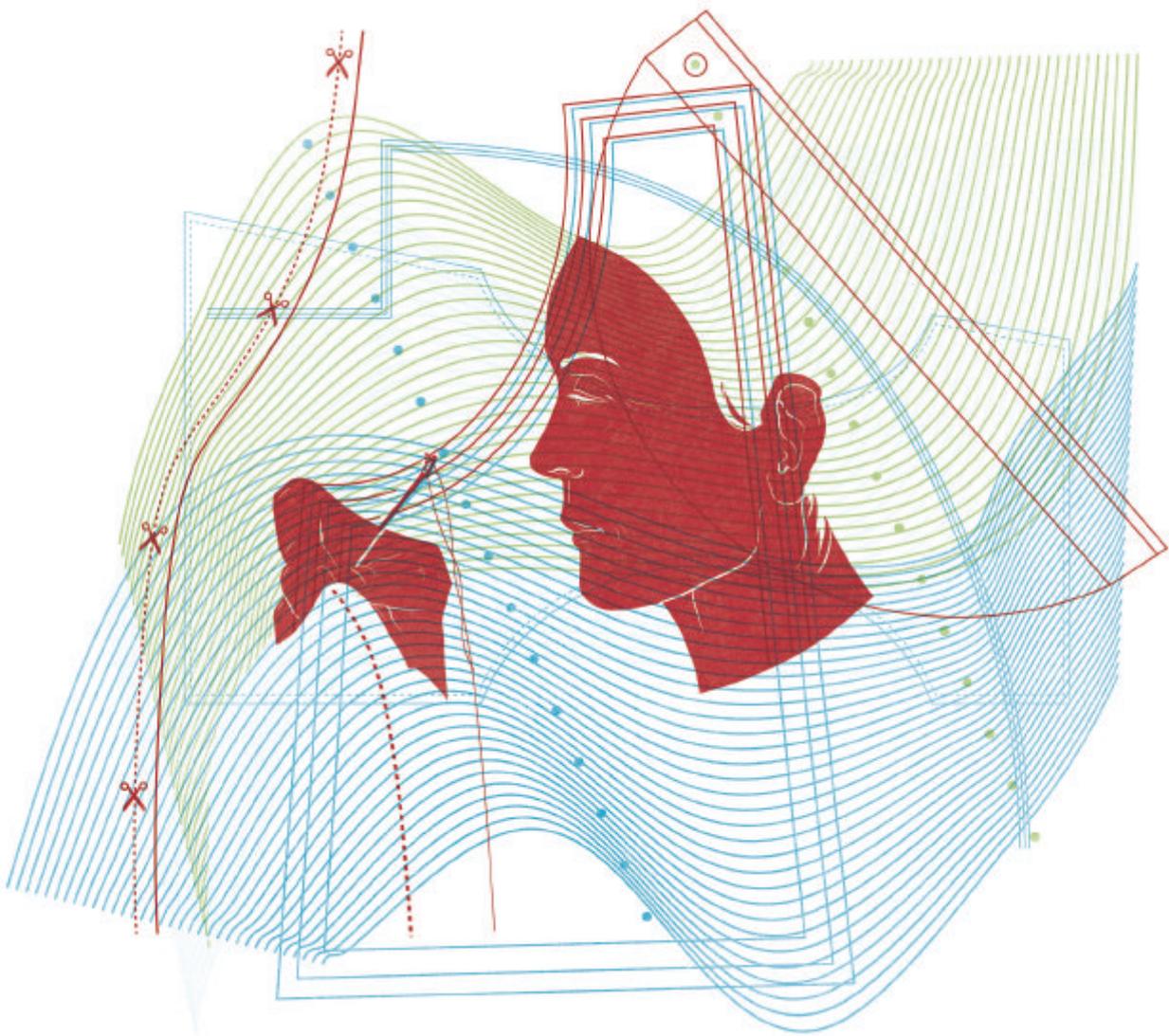
Für eine nachhaltige Finanzierung der gesetzlichen Rentenversicherung bieten sich drei Lösungsansätze an:

- Das gegenwärtige Rentenfinanzierungssystem ist reformbedürftig. Es macht immer weniger Sinn, eine Grenze zwischen Erwerbs- und Nichterwerbsleben zu ziehen. Gerade in den Jahren nach der Pensionierung wollen viele Leute weiter arbeiten, weil sie sich noch fit fühlen. Meist sind diese Leute auch hoch qualifiziert und können problemlos wieder ins Arbeitsleben integriert werden, sei es als Voll- oder Teilzeitarbeitnehmer oder auch auf Kontraktbasis. Um dies entsprechend zu fördern, müssen sowohl für Arbeitgeber als auch Arbeitnehmende Anreizsysteme geschaffen werden, z.B. durch Massnahmen im Steuer- und Sozialabgabenbereich.
- Arbeitnehmende sollten zur Bildung von Ersparnissen verpflichtet werden. Da die Pflegekosten im Alter oft höher als erwartet ausfallen können, bietet sich der Abschluss von Versicherungen an, welche unvorhergesehene Kosten decken. In einigen Ländern sind solche Pflegekostenversicherungen bereits obligatorisch (z.B. Deutschland); häufig wird der Markt jedoch durch mangelnde Anreize behindert (z.B. Schweiz).
- Zu den innovativen Produkten, welche dazu beitragen sollen, die steigenden Lebenshaltungskosten besser in den Griff zu bekommen, gehört die Immobilienverrentung, welche es Menschen im Ruhestand erlaubt, auf ihr vorhandenes Immobilienvermögen zurückzugreifen. Aus einer Eigentumsimmobilie speist sich so ein regelmässiges Einkommen. Der Wegfall des Eigenmietwerts auf Wohneigentum ab AHV-Alter wäre ein erster Schritt in diese Richtung. Eine weitere Lösung, welche von Swiss Re umgesetzt wird, beinhaltet die Abfederung der Langlebighkeitsrisiken von Pensionsfonds (das Risiko, dass Individuen durchschnittlich länger leben und mehr kosten, als der Pensionsfond berechnet hat). Swiss Re kann sich eine teilweise Übernahme dieser Risiken leisten, weil durch die steigende Lebenserwartung die Risiken des Lebensversicherungsportefeuilles abnehmen, denn die Lebensversicherungsleistungen fallen bei einem frühen Tod des Versicherten höher aus.

Weitere Informationen:

www.swissre.com/rethinking/longevity

Permawork Sinnfindung in der Tätigkeit



«Beim Begriff Permawork stellt sich die Frage, um was für Tätigkeiten es sich handelt. Reden wir von produktiver Tätigkeit im volkswirtschaftlichen Sinn, oder geht es einfach um Beschäftigung? Ich sehe diese Frage an der Schnittstelle zur Politik, und die Antwort steht für mich fest: Permawork meint die produktive Tätigkeit im volkswirtschaftlichen Sinn, im Interesse der ganzen Gesellschaft.»

Andreas C. Meier, Direktor, World Demographic & Ageing Forum

Flexibilisierung der Lebensentwicklung

Das Alter ist in allen Bereichen angekommen, in Musik, Pop-Kultur, Freizeit – aber nicht im Arbeitsleben. Hier zählt, wer das sechste Lebensjahrzehnt erreicht hat, zum alten Eisen. Auf dem Arbeitsmarkt werden jüngere Mitarbeitende den älteren vorgezogen, Vorgesetzte «im besten Alter» dürfen nicht älter als 50 sein, in Teams werden ältere Kolleginnen und Kollegen oft ins Abseits gedrängt. Und mit 65 ist ohnehin Schluss, denn ab diesem fixen biographischen Zeitpunkt ist man offiziell in Rente. Aber: Nur ein Fünftel der Älteren wählt diesen ordentlichen Weg und tritt im gesetzlich vorgesehenen Zeitpunkt von 64 bzw. 65 Jahren in den Ruhestand.¹¹ Rund 40 Prozent der Erwerbstätigen lassen sich vorzeitig pensionieren. Für die übrigen Erwerbstätigen – in der Schweiz waren dies zwischen 2008 und 2011 gut ein Drittel – heisst die Losung «Permawork», d.h. sie arbeiten über das gesetzliche AHV-Rentenalter hinaus. Dazu entscheiden sich ältere Erwerbstätige vor allem dann, wenn die Arbeit die Gesundheit nicht belastet und wenn die Anstellungsbedingungen sowie das Arbeitsklima gut sind.

Der Anteil derjenigen, die mit 65 nicht ans Aufhören denken, wird künftig weiter ansteigen. Speziell Fach- und Führungskräfte wehren sich dagegen, durch die Altersguillotine wider Willen aus dem Erwerbsleben gedrängt zu werden. «Sie wollen weniger Druck, mehr Zeitsouveränität, Engagement unterhalb von 120 Prozent, aber liebend gern professionelle Kompetenz einbringen und Erfolge verbuchen», schreibt Elisabeth Michalder, Gründerin des Schweizer Netzwerks Silberfuchs.¹² Diese «Permaworker» sind weiterhin tätig, verknüpfen Arbeit mit Reisen und Freizeitaktivitäten, schöpfen Sinn aus ihrem Tätigsein, lernen ständig etwas Neues dazu, mehren weiterhin ihren Kontostand und haben überdies Spass. Viele wünschen sich einen Abgang von der Weltbühne, wie ihn beispielsweise der nimmermüde Nicolas Hayek 2010 vorgemacht hat: Der Swatch-Gründer starb mit 82 Jahren an Herzversagen in seinem Bieler Unternehmen, aktiv bis zuletzt und mitten in der Arbeit.

Im Gegensatz zum Unternehmer Hayek ist der Arbeitnehmende aber nicht Herr über die eigene Zeit. Und während wir unser Freizeit- oder Familienleben mehr oder weniger fluid gestalten können, ist unser Arbeitsleben durch die Konzepte von Anstellung, Pensionskasse und AHV-Alter weitgehend fremdbestimmt. Viele Menschen sind mit 65 erschöpft, weil sie zwischen 30 und 50 alles gegeben haben: Karriere aufgebaut, Kin-

¹¹ Bundesamt für Sozialversicherung: Altersrücktritt im Kontext der demografischen Entwicklung. Forschungsbericht Nr. 11/12, Sept. 2012.

¹² Breite Landezone statt fixes Rentenalter. In: Bulletin der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Nr. 1/2013.

der grossgezogen, Freiwilligenarbeit geleistet. Sie freuen sich auf die Aussicht, endlich ausruhen zu können, und manche zählen die bis zur Rente fehlenden Tage, Wochen und Monate im Kalender ab. Jenseits der 55 treffen Erwerbstätige in der Regel auf ungünstige Rahmenbedingungen. Sie haben hohe Pensionskassenbeiträge zu entrichten, werden bei Entlassungswellen als willkommene «natürliche» Abgänge gehandelt, und ihnen wird häufig ein schlechtes Image («unflexibel», «nicht mehr leistungsfähig») angehängt.

Zankapfel AHV-Alter

Die Pensionierung ist in der westlichen Gesellschaft eine starre Grössenordnung, ein rigides System. Wilfrid Schreiber, der «Vater» des deutschen Rentensystems unter Konrad Adenauer, stellte schon 1955 fest, dass bei zunehmender Lebenserwartung den Leuten eine Verlängerung des Arbeitslebens «zumutbar» wäre. Am Rentenalter aber hat sich seither in Deutschland nichts geändert, es lag schon damals genau wie heute bei 65 Jahren – und für eine Anhebung um gerade einmal zwei auf 67 Jahre braucht das System derzeit zwei ganze Jahrzehnte. Auch in der Schweiz blieb das AHV-Alter nach Einführung der Alters- und Hinterbliebenenversicherung im Jahr 1948 über 50 Jahre lang gleich: 65 Jahre für die Männer, 62 für die Frauen; im Jahr 2000 wurde letzteres auf 64 Jahre angehoben.

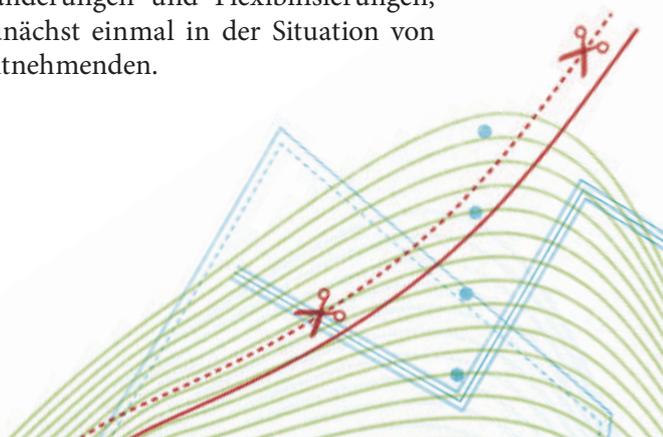
Zur steigenden Lebenserwartung liegt das starre Konzept völlig quer: Wie sollen die weniger werdenden Jungen die vielen Alten finanzieren? Funktioniert die vielbeschworene Generationensolidarität auch in Zukunft? Viele Länder Europas haben auf diese Entwicklung reagiert, indem sie eine Anhebung des Rentenalters diskutieren oder, wie im Fall Deutschlands, bereits beschlossen

haben. In der Schweiz verlaufen die politischen Debatten in eine ähnliche Richtung. Aber auch wenn nun offiziell bis 67 oder 68 gearbeitet werden soll: Tatsächlich ist die Flexibilität des Rentensystems viel zu gering, um angemessen auf die rasanten demografischen Veränderungen reagieren zu können.

Sowohl gesellschaftlich als auch individuell bewegt sich das künftige Spektrum des Arbeitslebens zwischen zwei Extremszenarien: Wenn alles gut geht, können wir arbeiten, so lange wir wollen. Das sind die Künstler und Freiberufler, die Forscher und Kreativen, die nichts anderes kennen, als sich wendig, selbstbestimmt und selbstbewusst auf dem Markt zu bewegen. Wenn ihnen die Gesundheit kein Schnippchen schlägt, können sie weitermachen, bis sie ins Grab fallen. Die Kehrseite: Wenn es uns (vor allem finanziell) schlecht geht, müssen wir arbeiten, solange wir können. Das betrifft die Bauarbeiter und Putzhilfen, die Tagelöhner und schlecht bezahlten Erntehelfer, die in der Regel keine Wahl und manchmal auch kaum Rechte haben. Bei vielen von ihnen schlagen Krankheit und Leid zu, bevor sie das Rentenalter überhaupt erst erreichen.

Mehr Wahlmöglichkeiten

Zwischen diesen Extremen wird sowohl die Gesellschaft als auch jeder Einzelne in seinem individuellen Lebensentwurf agieren. Was die Planung des Arbeitslebens betrifft, braucht es künftig Veränderungen und Flexibilisierungen, und zwar zunächst einmal in der Situation von älteren Arbeitnehmenden.



«Nicht alle zu Pensionierenden haben denselben Level. Es gibt Berufe, in denen die Menschen spätestens mit 60 verbraucht sind, körperlich vor allem. Und es wäre diesen Arbeitnehmenden gegenüber höchst ungerecht, das Pensionsalter weiter hochzuschrauben. Hier müssen wir individuelle Lösungen suchen, mit privatrechtlichen Mitteln, um vorzeitige Pensionierungen, wo sie nötig sind, zu finanzieren. Ich habe das schon vor 25 Jahren gemacht, das ist kein Problem.»

Rosmarie Michel,
Unternehmerin im «Unruhestand»

Die flexible Pensionierung, ob nun staatlich geregelt oder durch private Initiative unterstützt, ist eine Möglichkeit, um die bestehenden Kategorisierungen aufzuweichen. Auch branchengerechte Lösungen mit Gesamtarbeitsverträgen oder Musterverträgen sind denkbar.

Den radikalsten Ansatz schlagen jene Zukunftsforscher vor, welche die staatliche Rente ganz kippen und stattdessen ausschliesslich auf individualisierte Lösungen setzen wollen. Ein solcher Befreiungsschlag, so die Argumentation, würde den Blick rundum freilegen auf Fähigkeiten, die sonst brachliegen und mit der Zeit verkümmern.

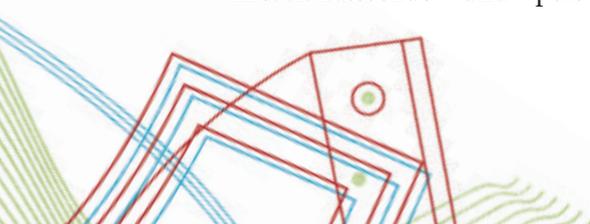
«Drei Viertel der Menschen, so heisst es, freuen sich auf die Rente. Aber es freuen sich auch 95 Prozent aufs Mittagessen, weil es 12 Uhr ist. Dabei sind sie gar nicht hungrig.»

Monique R. Siegel, Trendforscherin

Die Flexibilisierung des Arbeitslebens kann aber schon vor dem Älterwerden einsetzen, zum Beispiel mitten im Leben. Sabbaticals sind inzwischen unter dem Motto «Selbstmanagement» breit akzeptiert und werden zum Teil auch von Arbeitgebern unterstützt. Was sie einer Person in puncto Kreativitätsschub und persönlicher Entwick-

lung einbringen, ist mit Geld nicht aufzuwerten. Auch eine komplett neue Richtung einzuschlagen ist möglich. Der US-Ökonom Peter Drucker (1909-2005), ein Pionier der modernen Managementlehre, schlug 1999 das Modell der «zweiten Karriere» vor. Demnach sollte es künftig zwei komplett unterschiedliche Gruppen von Erwerbstätigen geben, die einen mehrheitlich unter 50, die anderen über 50 Jahre alt. Die Jüngeren würden in traditionellen Arbeitsstellen ein festes Einkommen erwirtschaften, die Älteren nach eigenem Belieben traditionelle Arbeit, unkonventionelle Jobs und Freizeit miteinander kombinieren.

Die Idee entspricht in etwa den «Encore Careers», zu Deutsch etwa «Herzenkarrieren», die sich in den USA seit 2009 etabliert haben. Rund neun Millionen Amerikaner im Alter zwischen 44 und 70 Jahren haben solche Karrieren als «zweiten Akt» gestartet, um ein persönliches Anliegen, eine sinnstiftende Tätigkeit und ein regelmässiges Einkommen miteinander zu verbinden. Herzenkarrieren, unbezahlt und manche davon auch unfreiwillig, führen in der Schweiz sehr viele Ältere, die ihre noch älteren Angehörigen pflegen. Familiäre und soziale Netzwerke erbringen für eine einzige hochbetagte Person im Durchschnitt über 20 Betreuungsstunden wöchentlich. Ohne diese Freiwilligenarbeit läge unser Sozialsystem am Boden.





Die Geld-Glücks-Matrix: Praktisch jede individuelle Entscheidung für eine Tätigkeit lässt sich darauf zurückführen, dass man glücklich und/oder reich sein oder werden möchte.¹³
Quelle: GDI

Auf der Suche nach Geld, Wissen, Spass und Sinn

«Permawork» bedeutet im Idealfall, sich möglichst frühzeitig für eine oder mehrere Tätigkeiten zu entscheiden, die man dauerhaft, also bis ins (hohe) Alter ausüben kann. Der Anteil an körperlich anstrengenden Verschleissjobs hat in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich abgenommen, zugunsten von Kreativberufen – drei Viertel aller Arbeitnehmenden haben einen Schreibtischjob –, die im Grunde kein Verfalldatum, wenigstens kein körperliches, kennen. Dass der Geist ständiges Training braucht, ist dabei selbstverständlich. Ein solches Arbeitsleben kann als etwas betrachtet werden, das von vier Motiven getrieben ist: Geld, Wissen, Spass und Sinn.

Bei zwei Grössen dieses Modells – Geld und Wissen – geht es um die kurzfristige oder langfristige Profitmaximierung. «Mit dem Geld, das ich jetzt verdiene, kann ich jetzt Profit erzielen, und vom

Wissen, das ich jetzt erarbeite, kann ich später profitieren». Die anderen beiden Kategorien – Spass und Sinn – gehen eher in Richtung Glücksmaximierung: «Da ist kurzfristig der Spass, den ich bei der Arbeit habe, und da ist langfristig der Sinn, den die Arbeit produziert». Mit diesem Modell lässt sich «Permawork» von Anfang an bis ins hohe Alter austarieren. In diesem Modell gibt es Standardabläufe: Am Anfang steht der Berufseinstieg mit wenig Geld, aber viel Spass und hohem Lerneffekt; später wird das erworbene Wissen in höheres Einkommen umgewandelt (und der Lustgewinn reduziert), bevor die Sinnproduktion, sowohl für sich selbst, als auch für andere, ins Zentrum rückt. Es ist aber auch jeder andere Ablauf denkbar: Die Diversität der Biografien muss nicht mehr in das Standardkorsett des Rentensystems gezwängt werden.

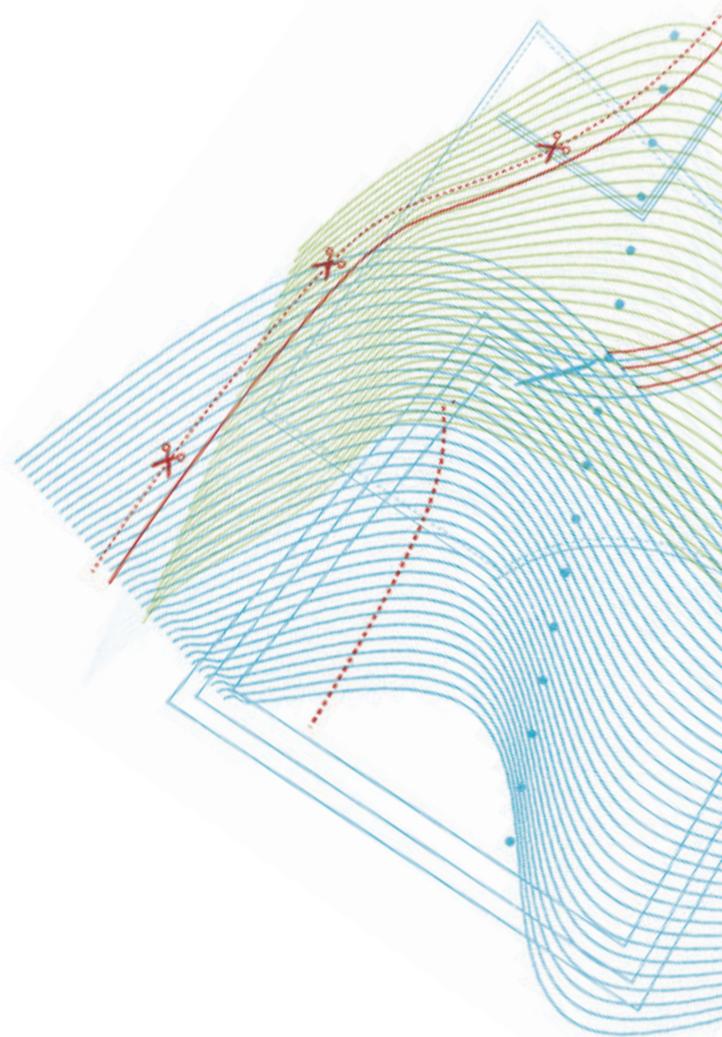
¹³ Detlef Gürtler: Die Geld-Glücks-Matrix, in GDI Impuls 4/2010

Die Ressourcen der Älteren

Ältere verfügen über Erfahrung, Arbeitskraft und Brainpower. Ihr Wissen hat eine andere Qualität als das von jungen Menschen. Diese Ressourcen muss die Gesellschaft künftig vermehrt nutzen, besonders im Hinblick auf den Fachkräftemangel, welcher in Ländern wie der Schweiz und Deutschland trotz Zuwanderung droht. Statt in den 50- und 60-Jährigen die «teuren Mitarbeitenden» zu sehen, die bei Kostendruck als Erste über die Klinge springen, sollten Unternehmen zunächst das Innovationspotenzial erkennen, das in ihnen steckt. Innovation entsteht durch Diversität: Damit in grossen Verbänden Neues entstehen kann, braucht es ausser beiden Geschlechtern und verschiedenen Kulturen mindestens drei Generationen, die beteiligt sind. Innovative Unternehmen sind gut beraten, wenn sie die leistungsfähigen Älteren nicht aussen vor lassen, sondern sie miteinbeziehen.

Die Flexibilisierung des Arbeitslebens ist aber nicht nur im Hochlohnsektor möglich, wie das Konzept Rentarentner.ch zeigt. «Alte Säcke und alte Schachteln gesucht» – mit diesem Slogan wirbt das Schweizer Internetportal Personen an, die auch nach der Pensionierung etwas anzubieten haben. Zum Beispiel Gartenarbeit, Hilfe im Haushalt, buchhalterisches Know-how und weiteres Fachwissen, oder ganz einfach Zeit, jemand anderem zuzuhören. Gearbeitet wird auf Basis eines Stundenlohns, den die Rentner selber und auf vergleichsweise bescheidenem Niveau ansetzen. Eine ähnliche Organisation hat sich in den USA unter dem Namen TaskRabbit durchgesetzt. «From To-Do to Done», lautet ihre Losung. Die Angebote sind unkompliziert, sie funktionieren, und es stossen täglich neue Anbieter und Nutzer dazu.

Die Beispiele zeigen, dass es um den Ruhestand an vielen Fronten unruhig geworden ist. Aus gesamtgesellschaftlicher Sicht lässt sich sagen, dass Ältere zunehmend bereit sind, ihre Ressourcen zur Verfügung zu stellen und sich gesellschaftlich einzubringen. Zum einen, weil sie Verantwortung übernehmen wollen, vor allem aber, weil Tätigsein bis ins hohe Alter das individuelle Glück mehr.



Zentrale Punkte aus «Permawork»

Rund 40 Prozent aller Erwerbstätigen lassen sich vorzeitig pensionieren. Gleichzeitig arbeiten immer mehr Menschen über das AHV-Alter hinaus, in der Schweiz mehr als ein Drittel. Sie gehen diesen Weg vor allem dann, wenn die Arbeit die Gesundheit nicht belastet und wenn die Anstellungsbedingungen sowie das Arbeitsklima gut sind. Nur ein Fünftel der Erwerbstätigen tritt zum gesetzlich vorgesehenen Zeitpunkt in den Ruhestand. Das Konzept des fixen Rentenalters wird somit 80 Prozent der Bevölkerung nicht gerecht. Es haben jedoch nicht alle Erwerbstätigen dieselben Voraussetzungen: Wem es gut geht, kann arbeiten, solange er will. Wem es schlecht geht, muss arbeiten, solange er kann. Angesichts der steigenden Lebenserwartung und des zu erwartenden Fachkräftemangels drängt sich eine Flexibilisierung des Arbeitslebens und insbesondere des Eintritts in das Rentenalter auf. Die Diversität der Biografien soll künftig nicht mehr in das Standardkorsett des Rentensystems gezwängt werden. Es muss möglich sein, die Prioritäten im Arbeitsleben individuell zu gewichten. Mal sollen Spass und hoher Lerneffekt im Zentrum stehen, ein anderes Mal dürfen Sinnproduktion und Geld in den Fokus rücken. Die Ressourcen der Älteren sollte die Gesellschaft in jedem Fall vermehrt nutzen. Denn ihr Wissen und ihre Erfahrungen haben eine andere Qualität als dies bei jungen Menschen der Fall ist. Zudem macht es viele glücklich, bis ins hohe Alter einer erfüllenden Tätigkeit nachzugehen.

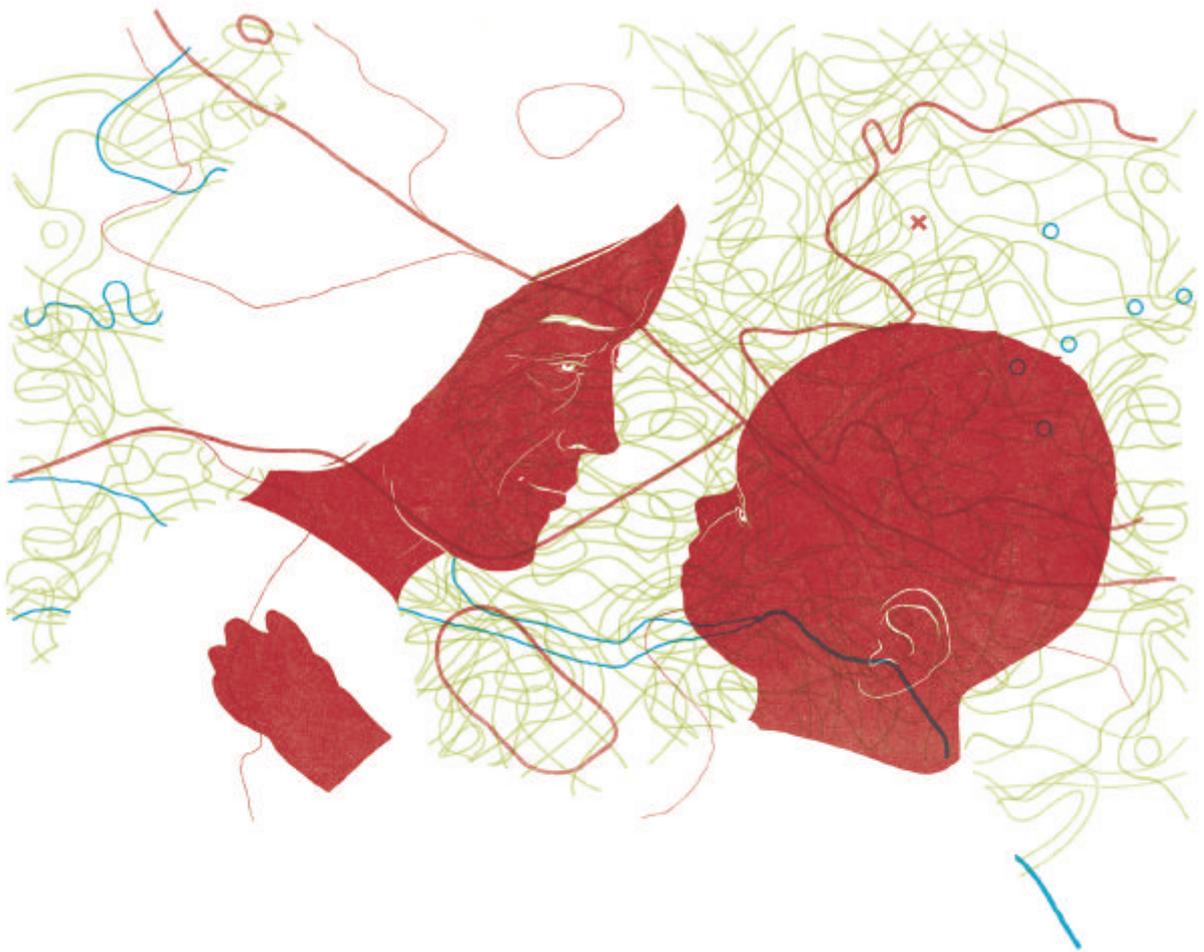
Neue Idee für «Permawork» *RENTE NACH 40 ARBEITSJAHREN*

In Deutschland unter dem Schlagwort «Lebensleistungsrente» in die Diskussion eingeführt – und hart bekämpft – ist der Übergang von einem festen Ruhestandsalter zu einer Orientierung an absolvierter Arbeitsleistung. Dieses Modell erzeugt eine neue Perspektive für die Flexibilisierung der staatlichen Altersvorsorge: Rente nach 40 Arbeitsjahren statt Rente mit 65, 67 oder 70 Jahren. Anstatt die Vorsorgeleistung an imaginierte Standardlebensläufe zu knüpfen, die zudem für jede Änderung eine grosse Reformanstrengung brauchen, versucht der Staat erst gar nicht mehr, dem Einzelnen Vorschriften zu seiner Biografie zu machen. Sowohl Teilzeitleösungen als auch flexible Erwerbsbiografien werden dadurch einfacher – und somit auch eine Entzerrung von Familien- und Erwerbsarbeit.



Stay Management

Der Platz der Alten ist vor Ort





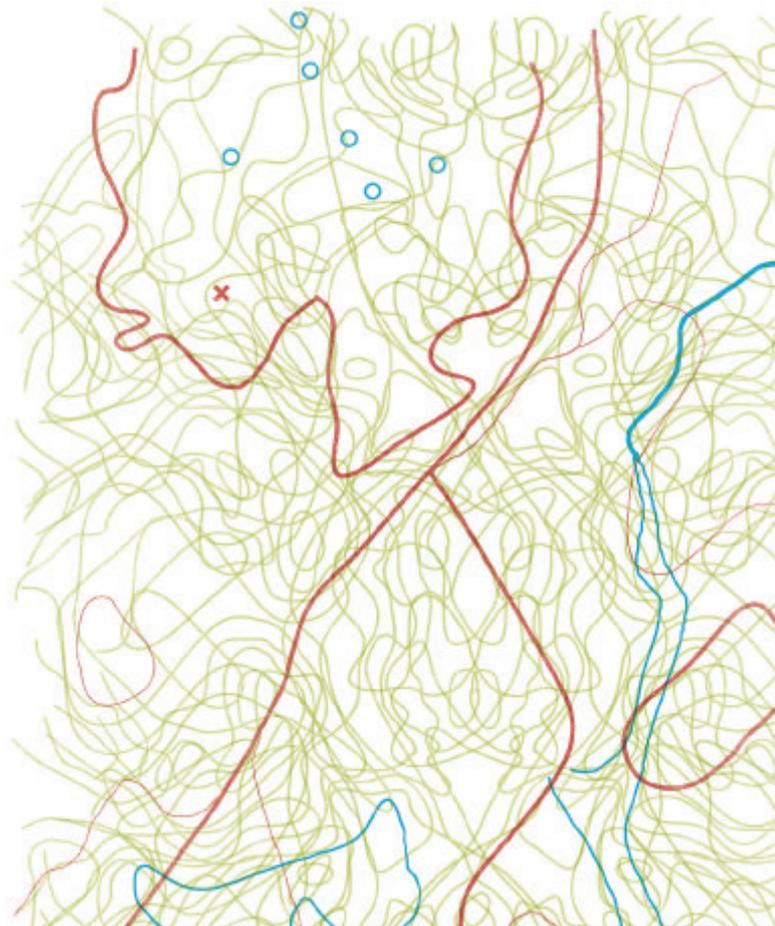
«Für die meisten Älteren ist der tägliche Einkauf im Quartier sehr wichtig, weil dies ihren Tag strukturiert und sie aus dem Haus kommen. Was sich die künftigen Älteren nicht wünschen, ist bedient zu werden. Sie werden immer sehr stark selber bestimmen wollen.»

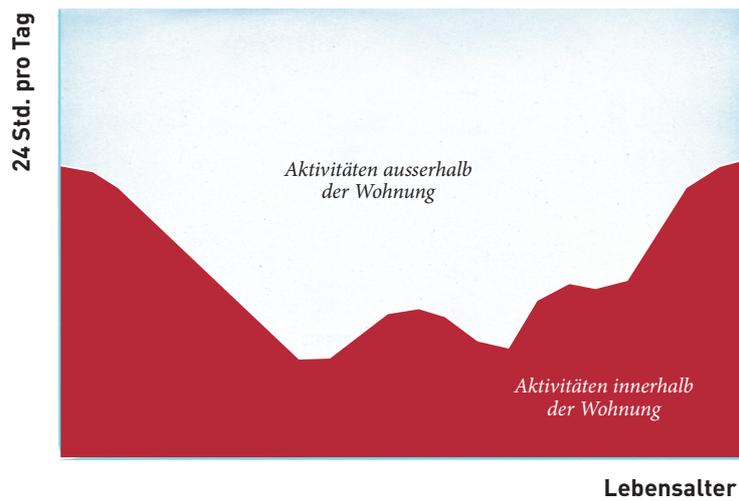
Joëlle Zimmerli, Soziologin/Planerin, Zürich

Die grosse Mehrheit der Älteren lebt zu Hause

Ältere Menschen verbringen verhältnismässig viel Zeit zu Hause. Hat das aktive Berufsleben sie während langer Jahre viele Stunden am Tag in öffentliche Räume geschleust – in Grossraumbüros, auf Baustellen, in Spitäler und Verkaufshäuser –, so sind sie im Alter zunehmend in den eigenen vier Wänden anzutreffen. Entgegen einer weit verbreiteten Auffassung leben heute die meisten Menschen auch im hohen Alter nicht in einem Heim. Die Schweizer Studie SpitexPlus hat ergeben, dass 82 Prozent der über 80-Jährigen im eigenen Haus oder in der eigenen Wohnung wohnen. Zu zwei Dritteln leben sie allein, zu einem Drittel zusammen mit einem Ehepartner. Eine grosse Mehrheit nimmt für die Bewältigung des Alltags professionelle Unterstützung in Anspruch, fast die Hälfte von ihnen täglich.

Dieselbe Studie belegte zudem, dass hochaltrige Menschen nicht nur mit den eigenen vier Wänden, sondern auch mit ihrem Quartier eng verbunden sind. Viele wohnen seit Jahrzehnten am selben Ort, oder sie kehren nach längerer Abwesenheit wieder dorthin zurück. Zum Wohlbefinden alter Menschen tragen mehrere Faktoren bei. Im öffentlichen Raum sind Spazierwege, Grünflächen und gut beleuchtete Strassen mit genügend Sitzbänken wichtig. Ebenso spielt die Infrastruktur, d.h. die Nähe von Dienstleistungsstandorten wie Post, Hausarztpraxis oder Einkaufsmöglichkeit eine grosse Rolle. Auf soziale Aktivitäten legen Ältere ebenfalls grossen Wert. Wenn möglich treffen sie einander regelmässig im Café, im Quartierrestaurant, beim Turnen oder anderen Altersaktivitäten. Entscheidend ist dabei, dass diese Angebote nahe und gut erreichbar von zu Hause sind, wenn möglich auch zu Fuss.





Der Zusammenhang zwischen Altern und Wohnen ergibt sich schon aus der quantitativen Zunahme von letzterem in ersterem: Im Alter verbringt man mehr Zeit zu Hause. Die Grafik ist rein schematisch.
Quelle: GDI



Mobilität steigert das Wohlbefinden

Ältere Menschen wollen gleichzeitig auch mobil sein. Einer Umfrage der thurgauischen Terz-Stiftung zufolge sagen 80 Prozent der Pensionierten in der Schweiz, dass Mobilität ihre Lebensqualität «sehr» bis «total» beeinflusst.¹⁴ Nur 14 Prozent benoteten für sich die Frage mit «eher wichtig». Viele strengen sich an, bis ins hohe Alter sicher Autofahren zu können, und sind bereit, eigenverantwortlich etwas dafür zu tun: Sie besuchen spezielle Fahrtrainings für Senioren, oder sie nutzen Internet-Plattformen wie zum Beispiel sicher-mobil.ch, um ihre Fähigkeiten im Strassenverkehr online zu testen und zu trainieren.

Genauso wichtig wie das Auto sind für Ältere die öffentlichen Verkehrsmittel, die im Idealfall gut zugänglich und kostengünstig sind. Wie positiv dies die Lebensqualität beeinflussen kann, zeigt ein Beispiel aus Grossbritannien und Nordirland: Dort gibt es seit 2006 auf den lokalen Busnetzen kostenlose Tickets für Personen 60Plus. Das Gratisangebot belastet die Rechnung des Vereinigten Königreichs mit jährlich 1,1 Milliarden Pfund – was aber gut investiertes Geld ist, wie 2012 eine Studie des Imperial College belegt hat: Weil sie mobiler sind, werden Senioren weniger krank. Dank den Gratisbussen verzeichnet das öffentliche Gesundheitswesen unter dem Strich Einsparungen von mehreren Milliarden Pfund.

Insgesamt stellt man fest, dass Mobilität für viele Ältere insofern eine Rolle spielt, als sie sich so ihren Nahraum erschliessen können. Mobilität ist für sie entschleunigt. Sie sind gerne unterwegs, aber Pendeln über lange Distanzen kommt nicht in Frage.

Wo Mobilitätsangebote oder gut erreichbare Treffpunkte fehlen, laufen ältere Menschen schnell Gefahr zu vereinsamen, insbesondere, wenn sie finanziell schlechter gestellt sind. Während urbane Räume für ältere Menschen einen sozialen Ausgleich bieten, sieht die Situation in ländlichen Gegenden oder in den gesichtslosen Agglomerationsgemeinden anders aus: Hier fehlt in vielen Fällen das gemütliche Café oder der vielbesuchte Quartiertreff, wo sich ältere Menschen, insbesondere die Frauen, treffen und austauschen könnten. In die Kneipe zu den Männern wollen sie nicht gehen, und der Weg in die Stadt ist ihnen auch zu weit. Also bleiben sie zu Hause.

Neue Wohnformen für Ältere

Die herkömmlichen Wohnformen werden sich in Zukunft vermehrt ändern. Ein «neues Wohnen im Alter» tritt in Erscheinung mit Formen, die geeignet sind, den unterschiedlichen Bedürfnissen des dritten und vierten Lebensalters gerecht zu werden, um Nähe und lebendige Sozialkontakte herzustellen.

«Nie sind die Menschen unterschiedlicher als im Alter. Die einzigen gemeinsamen Nenner liegen in der Abnahme der physischen Leistungsfähigkeit und im Anstieg des Krankheits- und Unfallrisikos. Aber auch darin, dass die Bedeutung der Wohnung in aller Regel zunimmt. Das Spektrum von Wohnformen für die späteren Lebensphasen muss breiter werden.»

Ernst Hauri, Direktor des Bundesamtes
für Wohnungswesen

¹⁴ Mobilität und Lebensqualität. Online-Umfrage von terzStiftung und spirit.ch, 2012. Sept. 2012.



Schon jetzt gibt es viele Beispiele dafür, dass die Gesellschaft die Zeichen der Zeit erkannt hat. Alters- und Pflegeheime auf der grünen Wiese sind nicht mehr in Mode – heute werden Heime mitten ins pulsierende Zentrum gebaut. Zahlungskräftige mieten sich eine Suite in einer der vielen Seniorenresidenzen, die schweizweit wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Ihre Bewohnerinnen und Bewohner können Pflege in Anspruch nehmen – oder darauf verzichten. Eine Zwischenstufe von Heim und Daheim bildet das Service-Wohnen, das derzeit einen Boom erlebt. In diesen von Privaten und Gemeinden erbauten Alterssiedlungen wohnen ältere Menschen in hindernisfreien Wohnungen und können nach Bedarf spezielle Dienste in Anspruch nehmen wie Haushalthilfe, Mahlzeiten- und Fahrdienst oder Pflege. Diesen Service bezahlen sie als Auftraggeber aus der eigenen Tasche und nach Aufwand.

Wer keine Strukturen um sich herum möchte, verkauft vielleicht sein Haus und zieht stattdessen mit dem Partner oder der Partnerin in eine kleinere, zentral gelegene Wohnung. Oder man macht die Ferienwohnung zum Alterssitz. In den USA hatten nach der Immobilienkrise viele Alte keine andere Wahl, als ihre Häuser zu verkaufen. Nicht wenige entschieden sich für das Leben im Wohnwagen – aber mit Tiefkühler, Heimkino, Klimaanlage und anderen Kennzeichen des modernen Komforts. Ganze Alterssiedlungen sind so auf Campingplätzen entstanden. Das gleiche Phänomen gibt es in Deutschland: Wohnen im Camper scheint eine valable Alternative zu sein für eine steigende Anzahl von Rentnern, die sich kein Haus oder keine teure Wohnung mehr leisten können oder wollen. Die Pacht für das Grundstück ist günstig, der Wohnwagen oder die kleine Blockhütte ebenso – und notfalls schaut sogar der Pflegedienst vorbei.

In der Schweiz sind Wohnwagensiedlungen für Rentner eher selten, dafür haben viele Ältere den «Groove» einer Alters-WG entdeckt. Man teilt Wohnzimmer, Küche und Fitnessraum mit anderen und ist in Gesellschaft, hat aber trotzdem die Möglichkeit, in den eigenen Räumen seine Privatsphäre zu pflegen. Pro Senectute bietet für Wohnpartnerschaften einen Online-Suchdienst an, wo Gleichgesinnte sich finden können.

2009 hat die Stiftung mit grossem Erfolg das Projekt «Wohnen für Hilfe» eingeführt. Es richtet sich an Ältere, die leer stehenden Wohnraum haben und sich nicht von ihrem Haus oder ihrer grossen Wohnung trennen möchten, sowie an Studierende, die etwas Günstiges zum Wohnen suchen. «Rent-a-student» könnte man das Konzept auch nennen, in Anlehnung an Rentarentner: Die Jungen helfen beim Putzen, Waschen, bei der Gartenpflege usw. und dürfen dafür gratis bei den Alten wohnen. Eine Stunde Arbeit pro Monat pro Quadratmeter Wohnfläche – so lautet der Deal von «Wohnen für Hilfe», was sich also für ein 20 Quadratmeter grosses Zimmer auf etwa fünf Stunden Hausarbeit wöchentlich summiert. Beiden Seiten ist geholfen: Ältere Menschen können in der vertrauten Umgebung bleiben, ohne zu vereinsamen und ohne dass ihnen die Hausarbeit über den Kopf wächst. Die jungen Untermieter wiederum profitieren nicht nur von der günstigen Bleibe, sondern auch vom Austausch mit ihren Gastgebern.



Hebelwirkung auf junge Generationen

Das Projekt scheint die Annahme zu bestätigen, wonach die Förderung von Generationenbeziehungen am Ende hilft, gesellschaftliche Fragestellungen zu lösen; was im Alter entsteht, strahlt auf die ganze Gesellschaft aus. Diesen Gedanken verfolgt beispielsweise die von Migros-Kulturprozent geförderte «Grossmütter-Revolution». In diesem Projekt entwerfen und fördern die Akteurinnen ein alternatives Bild der Grossmutter. Diese neuen Omas, so die Feststellung, sitzen nicht zu Hause auf dem Sofa und stricken; vielmehr nehmen sie teil an der Gesellschaft, «fühlen sich dem gesellschaftlichen Engagement verpflichtet und nutzen ihr Erfahrungswissen – auch für eine bessere und gerechtere Welt, in der ihre Enkelkinder anständig aufwachsen können».

In Zukunft wird es beim «Stay Management» noch mehr darum gehen, für Ältere und Alte das richtige Umfeld zu schaffen, das sie teilhaben lässt. Eine auf spätere Lebensphasen zugeschnittene «neue Urbanität» ist gefragt, wie Robert Kaltenbrunner vom deutschen Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung es formuliert hat. «Stay Management» braucht geeignete Infrastrukturen im Aussenraum, welche die sozialen Netzwerke unterstützen. Dabei gewinnen vor allem die Zwischenräume an Bedeutung – Cafés, Gemeinschaftszentren und Treffpunkte, wo man sich sowohl mobil als auch zu Hause fühlen kann. Auch die Freiwilligenarbeit vor Ort wird zunehmend wichtiger. Angehörige, Pflegedienste, informelle Nachbarschaftshilfe, kommunale und private Dienste müssen zusammenspannen, damit Heim und Daheim zu Quartieren verschmelzen. Stadt- und Siedlungsplaner werden sich künftig vermehrt überlegen, wo und wie sie Zwischenräume für die Älteren gestalten werden.



Zentrale Punkte aus «Stay Management»

Ältere Menschen fühlen sich mit der eigenen Wohnung und ihrem Quartier eng verbunden. Die grosse Mehrheit (82 Prozent) lebt auch jenseits des 80. Altersjahrs nicht in einem Heim, sondern zu Hause. Für ihr Wohlbefinden vor Ort spielt neben einer guten Infrastruktur die Mobilität eine grosse Rolle. Ältere erschliessen sich so ihren Nahraum, wo sie – auf entschleunigte, aber selbstbestimmte Weise – aktiv sind und Sozialkontakte pflegen. Die künftigen Alten werden vermehrt ein Umfeld einfordern, das sie noch stärker am öffentlichen Leben teilhaben lässt. Schon heute richten sich neue Wohnformen und Dienstleistungen nach diesen Bedürfnissen: Heime werden nicht mehr an die Peripherie verbannt, sondern zentral angesiedelt, viele davon mit innovativen Angeboten, wie dem Service-Wohnen. Manche Ältere ziehen zusammen in eine Wohngemeinschaft, andere entdecken den Charme des Lebens im Wohnwagen – aber mit allem Komfort. Und wieder andere teilen die Wohnung mit Studierenden, die dafür einen Teil der Hausarbeit übernehmen. Heim und Daheim werden eins.

Neue Idee für «Stay Management»

ENKELHAUS

So schön Familie auch sein kann, so angespannt sind häufig die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern – und das zeigt sich besonders stark in der Phase der Adoleszenz (der Kinder) sowie in der Phase des Alterns (der Eltern). Der Erwachsenen-Generation zwischen den wunderlichen Alten und den anstrengenden Jungen wird das oft zu viel. Hätte es da nicht besonderen Charme, die Zwischen-Generation aus dem Spiel zu nehmen – und Zwei-Generationen-Häuser nur für Junge (bis 25) und Alte (ab 60) einzurichten? Erfahrungen und Anregungen lassen sich über zwei Generationengrenzen hinweg weit unverkrampfter weitergeben und aufnehmen. Zudem könnten Ältere in einem Enkelhaus leichter über das Empty-Nest-Syndrom hinwegkommen, und Modelle wie «Wohnen gegen Pflege» könnten innerstädtische Wohnraumpotenziale nutzen.



Age Stiftung Zu Best-Practice-Beispielen

Seit zehn Jahren beobachtet und fördert die Age Stiftung die Entwicklung und Vielfalt der Wohnangebote für das Alter. Nie sind Menschen und ihre Wohnbedürfnisse unterschiedlicher als in fortgeschrittenem Alter. Es gibt jedoch einen gemeinsamen Nenner: Man möchte möglichst lange selbständig sein und gleichzeitig die Sicher-

heit haben, dass man auch mit schwindender Kraft nicht ganz haltlos wird. Das Angebot auf dem Wohnungsmarkt wäre dann ideal, wenn für jede individuelle Lebens- und Bedarfsituation die jeweils passende Wohnlösung zur Auswahl stünde. Folgende Beispiele der Age Award-Preisträger veranschaulichen derzeitige positive Entwicklungen.

Sicherheit durch hindernisfreie Privatwohnung

Ein besonders hohes Marktpotential haben attraktive und hindernisfreie Wohnungen. Sie werden meist von zahlungskräftigen Personen in der nachfamiliären Phase gemietet oder gekauft. Für andere Gruppen älterer Menschen, wie Finanzschwache oder Hochaltrige, ist das Angebot jedoch klein. Gute, alterstaugliche Lösungen mit einem passenden Preis-Leistungs-Verhältnis entwickeln derzeit in erster Linie gemeinnützige Wohnbauträger. Das Beispiel der ASIG-Wohnbaugenossenschaft zeigt, dass ältere Menschen nicht als Sondergruppe behandelt werden müssen, sondern bewusst in den Bewohnermix eingebunden sein können.

Wohnüberbauung Steinacker, Zürich

Preisträgerin Age Award 2005

Steckbrief

- 75 Wohnungen in 5 Häusern
- Genossenschaftlich organisiert
- Durchmischung unterschiedlicher Altersgruppen und Lebensstile
- Kindergarten, Pflegewohngruppe
- Div. Arbeitsgruppen für Aktivitäten
- Kommunikationsfördernde Architektur
- Verkehrstechnisch gut erschlossen
- Kluge Architektur ohne Sonderlösungen für ältere Menschen. Nicht für Alte gebaut, aber an Alte gedacht



Hindernisfrei für alle Generationen:



Rund 90% der 80 – 85-Jährigen leben in der eigenen Wohnung.

Die vorgestellten Wohnmodelle – von der privaten Wohnung über die organisierten Wohnmodelle bis zum Wohnen in der Institution – werden stetig weiterentwickelt. Es entstehen weitere hindernisfreie Wohnbauten. Altersspezifische, «organisierte» Wohnkonzepte wie Hausgemeinschaften, Generationenhäuser, Wohnungen mit modularen

Servicepaketen und Siedlungen mit moderierter Nachbarschaftshilfe stehen als wichtige neuere Elemente auf der Angebotspalette zur Verfügung, während institutionelle Wohnangebote neue Betriebs-, Angebots-, und Betreuungskonzepte testen.

Sicherheit durch organisiertes Wohnen mit Service

Die Zahl der Personen, die mit einer Behinderung oder einer chronischen oder degenerativen Krankheit alt werden, nimmt markant zu. Diese Menschen können länger selbständig wohnen, wenn sie auf ambulante Unterstützungs- und Pflegeangebote zurückgreifen können. Wohnangebote mit solchen Servicepaketen sind in den Residenzmodellen heute Standard. Sie können aber auch durch eine findige Verknüpfung vorhandener Ressourcen realisiert werden. Die Dienstleistungspauschale reduziert sich oder entfällt ganz. So auch im Beispiel der Gemeinde Buttisholz, wo am Wohnzentrum Primavera ein modales Zusatzangebot zur Verfügung steht.

Wohnzentrum Primavera, Buttisholz LU

Förderprojekt/Anerkennung Age Award 2011

Steckbrief

- 19 Wohnungen und vier Pflegewohngruppen in zwei Häusern an zentraler Lage
- Trägerschaft: Gemeinde
- Cafeteria, Mehrzweckraum, Hauptküche, Fitnessraum, Werkraum, Arztpraxis, Spitex-Stützpunkt, Gartenanlage
- Angebote ambulanter und stationäre Anbieter ergänzen sich bestmöglich
- Mittels attraktiver Infrastruktur wurde das Wohnzentrum zum Treffpunkt der Dorfbewölkerung



Im Wohnzentrum Primavera wohnt man selbständig ...



... mit Dienstleistungen bei Bedarf.

Sicherheit durch organisiertes Wohnen in Gemeinschaft

Die Zahl allein lebender, alter Menschen, vor allem Frauen, steigt. Gemeinschaftliche Wohnkonzepte sind deshalb als Wohnperspektive populär, auch wenn sie eher ein Nischenprodukt darstellen. Sie versprechen grosse Unabhängigkeit und gleichzeitig soziale Einbindung sowie bei Bedarf informelle und niederschwellige Unterstützung durch Mitbewohner. Erfolgreich sind Hausgemeinschaften, welche eine angemessene Grösse haben (mind. 15 Wohnungen) und ein gutes Verhältnis zwischen privaten und gemeinschaftlichen Wohnzonen aufweisen, wie das Beispiel der Genossenschaft Solinsieme zeigt. Niederschwellige Unterstützung durch das Wohnumfeld kann jedoch auch durch Nachbarschaftsnetze, Quartiers- oder Freiwilligenarbeit hergestellt werden.

«Wohnfabrik», Solinsieme, Genossenschaft für neue Wohnformen, St. Gallen SG

Preisträgerin Age Award 2007

Merkmale

- Ehemalige Fabrik in Zentrumsnähe
- 17 Kleinlofts in privaten Zonen, Gemeinschaftsräume, Ateliers, Gästezimmer usw. in genossenschaftlichem Besitz
- Die privaten Wohnungen sind modern, erschwinglich und individuell gestaltbar
- Die gemeinsamen Räume unterstützen den sozialen Kontakt, erzwingen ihn aber nicht
- In erster Linie von Personen in der frühen nachfamiliären Phase bewohnt



Die «Wohnfabrik» mit 17 Eigentumswohnungen ...



... und genossenschaftlichen Gemeinschaftszonen.

Damit Wohnformen die zukünftigen Bedürfnisse von Älteren befriedigen können, braucht es eine Gesamtstrategie. Sie muss den Fokus nicht auf einzelne Objekte oder Dienstleistungen richten, sondern auf Lebensräume, in denen privates, orga-

nisertes und institutionelles Wohnen im Alter möglich ist. Dafür müssen die Angebote in den Quartieren und Gemeinden miteinander vernetzt und aufeinander abgestimmt werden. So werden sie für alle Personen bei Bedarf zugänglich. Woh-

Sicherheit durch stationäre Wohn- und Betreuungsangebote

Dass betagte Menschen möglichst lange in ihren eigenen vier Wänden wohnen sollen, wird gesellschaftlich und politisch kaum bestritten. Dennoch werden Alters- und Pflegeheime auch in Zukunft eine wichtige Wohnoption darstellen. Die Anzahl Personen, die im Alter unter chronischen und degenerativen Krankheiten leiden, wird in den nächsten Jahren markant wachsen. Gleichzeitig verlängert der medizinische Fortschritt deren Lebenserwartung. Alters- und Pflegeheime bieten diesen Menschen ein sicheres Wohnumfeld. Dass die Sicherheit der Institution keineswegs mit gesellschaftlicher Isolation einhergehen muss, zeigt das Beispiel des Alterszentrums am Bachgraben, welches sich mit attraktiven öffentlichen Alltagsangeboten für Jung und Alt als zentraler Treffpunkt im Quartier positioniert hat.

Alterszentrum am Bachgraben, Allschwil/ Schönenbuch BL

Preisträger Age Award 2011

Merkmale

- Urbanes Alters- und Pflegeheim mit 200 Betten in 174 Einzel- und 6 Ehepaarzimmern
- Angegliederte Alterssiedlung
- Öffentliche Angebote: Physiotherapie, Podologie, Fitnessstudio, Coiffeur, Kiosk mit Bäckerei, Weinladen, Restaurant, Kunstgalerie usw.
- Kernangebot (stationäre Pflege und Betreuung) plus Vielfalt von frei wählbaren Angeboten (s.o.)
- Für das Quartier geöffnet, zum lokalen Kompetenz- und Service-Zentrum geworden



Im Alterszentrum am Bachgraben befindet sich die Quartierbäckerei ...



... und eine vielfältig bespielte Kunstgalerie.

nen im Alter sollte in Zukunft in einen Lebensraum eingebettet sein, in dem informelle Unterstützung, ambulante Dienstleistungen und stationäre wie teilstationäre Angebote die unterschiedlichen und sich dynamisch verändernden Bedarfsstrukturen

der betagten Quartier- oder Gemeindeglieder kooperativ und koordiniert abdecken.

Weitere Informationen:
<http://www.age-stiftung.ch/>

Mobile Home

Der Platz der Alten ist die Welt



«Wir befinden uns in einer Übergangsgesellschaft, in der gegenläufige und sich widersprechende Entwicklungen in Gang sind. Wir betonen das «Stay Management» im Quartier, gleichzeitig erleben wir den Anstieg der Megacities. Es gibt den Trend zur Nachhaltigkeit, gleichzeitig haben Produkte eine immer kürzere Lebensdauer.»

Anja Paehlke, Leiterin BegegnungsCentrum
Haus im Park, Körper-Stiftung

Auf und davon

Das Spiegelbild des «Stay Managements» ist das mobile Altern. Es betrifft ein Segment der älteren Generationen, das in der allgemeinen Wahrnehmung noch etwas untergeht. Denn noch ist das Bild vom Altern durch stationäre Bilder besetzt, von einer Umgebung, die mit steigendem Lebensalter schrumpft.

Handkehrum geben uns die Tourismuskörner einen Anhaltspunkt dafür, wie die Mobilität älterer Menschen zunimmt. Auf «Golden Ager» spezialisierte Kreuzfahrten und Ferienreisen in fremde Länder boomen. Zahlreiche Ferienregionen am Mittelmeer bieten nicht nur für die Jungen Fun, sondern haben ihre Infrastruktur über weite Teile den Alten angepasst. Selbst den Gebrechlichen wird so ermöglicht, ans Meer zu reisen und unbeschwerte Tage an der Strandpromenade zu verbringen – vielleicht zum letzten Mal in ihrem Leben. 2012 machte ein 106-Jähriger Japaner Schlagzeilen, der mit öffentlichen Verkehrsmitteln um die Welt gereist ist. Manche Ältere ziehen nach der Pensionierung dauerhaft weg, zumindest für eine Weile, um in einer der zahlreichen Auswandererdestinationen Mallorcas, Teneriffas oder des spanischen Küstenstreifens die Wärme zu geniessen.

«Man kann nicht verhindern, dass man alt wird, aber man kann vermeiden, dass es bei schlechtem Wetter geschieht.»

Wolf Schneider, Journalist und Autor

In den kommenden Jahren erreicht eine Generation das Alter, die sich aktiv und selbstbewusst in der Welt bewegt. Während ruhige Naturen eher zu Hause ihren Frieden geniessen, werden die Rastlosen der Gesellschaft ihre Gewohnheiten auch jenseits der Pensionierung nicht ablegen, nach dem Motto: einmal ein «Go-Go» – immer ein «Go-Go». Wer nie ein Nesthocker gewesen ist, für den bedeutet «zu Hause» auch im Alter, unterwegs zu sein. Diese Alten von morgen haben viel gesehen – und selber miterlebt, wie aus der Welt ein globales Dorf wurde. Sie sind viel gereist, haben in verschiedenen Ländern studiert, gelebt und gearbeitet. Viele Schweizerinnen und Schweizer verstehen und sprechen mehrere Sprachen und haben Verwandte, Freunde und Bekannte auf allen Kontinenten. Sie sind mit anderen Ländern und Kulturen viel mehr vertraut als noch die Generation ihrer Eltern und Grosseltern, die meist das ganze Leben in einem Dorf verbrachten. Die Welt «da draussen» ist für sie nicht fremd. Anders als die Kriegsgeneration, deren Kontakte mit fremden Ländern feindlich geprägt waren, haben die Babyboomer und später Geborene mehrheitlich freundliche Erfahrungen gemacht.

Mit der ganzen Welt vertraut

Wer in seinem Leben zigtausend Flugmeilen gesammelt hat, fühlt sich auf der ganzen Welt zu Hause und findet sich auf allen Flughäfen zurecht. Wer international Karriere gemacht hat, ist das Unterwegssein gewöhnt und wird unruhig, wenn er oder sie länger als ein paar Wochen am gleichen Ort ist. Wer nach dem Motto «The slower

you move, the faster you die» (George Clooney im Kinofilm «Up in the Air») gelebt hat, braucht und sucht auch im Alter mehr lokale Abwechslung als Konstanz. Die mobilen Professionals von heute werden darum auch morgen mehrere Wohnorte brauchen, zwischen denen sie sich bewegen können.

«Mobile Home ist keine Altersfrage, sondern eine Frage der Ressourcen. Wer es sich leisten kann, bereist die Welt. Die anderen bleiben zu Hause, ihr Bewegungsradius ist das Quartier.»
Andreas Sidler, Leiter Forschung und Wissensvermittlung, Age Stiftung

Die Reiselust der älteren Menschen ist und bleibt gross, sie sind weltgewandt und werden auch im Alter individuell reisen. Dabei werden sie den Komfort des Vertrauten nicht im Quartier, sondern global suchen – etwa indem sie immer wieder an die gleichen Destinationen reisen, bei der gleichen Fluggesellschaft buchen, vertraute Restaurants und Läden aufsuchen. Wer zur Generation Starbucks zählt, wird dort auch im Alter seine Latte macchiato trinken, egal ob in Zürich, New York oder Tokio. Globale Hotel- und Restaurantketten werden sich den Bedürfnissen der reiferen Kundschaft anpassen müssen. Sie werden neue Services anbieten, um ihr das Unterwegssein auch noch mit 80Plus zu ermöglichen und angenehm zu gestalten. Zum Beispiel mit No-Noise-Zonen, wie die Warenhäuser von Selfridges sie heute schon anbieten, mit grosszügigen, komfortablen Toiletten und Ruheräumen, gesunden Speisen, Abhol- und Bring-Services usw. Hotels, die heute allgemeine Wellness anbieten, werden in Zukunft vermehrt medizinische und Pflege-Services im Angebot führen, um ihre älteren Gäste länger zu halten. Beim Trend zur Ferienwohnung in Form von Appartements mit Hotelservice können die Service-Module flexibel, je nach Bedarf ergänzt werden, inklusive medizinischer Leistungen.

Das ganze Leben in der Wolke

So wie die mobilen Professionals von heute reisen auch die mobilen Alten von morgen mit leichtem Gepäck. Für sie ist Zuhause nicht ein geografischer Ort, sondern befindet sich online, in der Cloud. Sie leben in einer Welt, die sich zusehends entmaterialisiert. Ihre Wohnungen werden kleiner, weil sie keine Regale für Bücher, Fotoalben oder Stadtpläne mehr brauchen und keine Möbel für die Stereoanlage oder den Flachbildschirm. Für das «Mobile Home» reichen das Smartphone und eine Reihe von Apps. Ihr ganzes Leben mit allen Erinnerungen ist in der Wolke gespeichert. Sie haben immer Zugriff auf alle Information und Kontakte, die ihnen wichtig sind und die sie gerade brauchen – ganz egal wo sie sind.

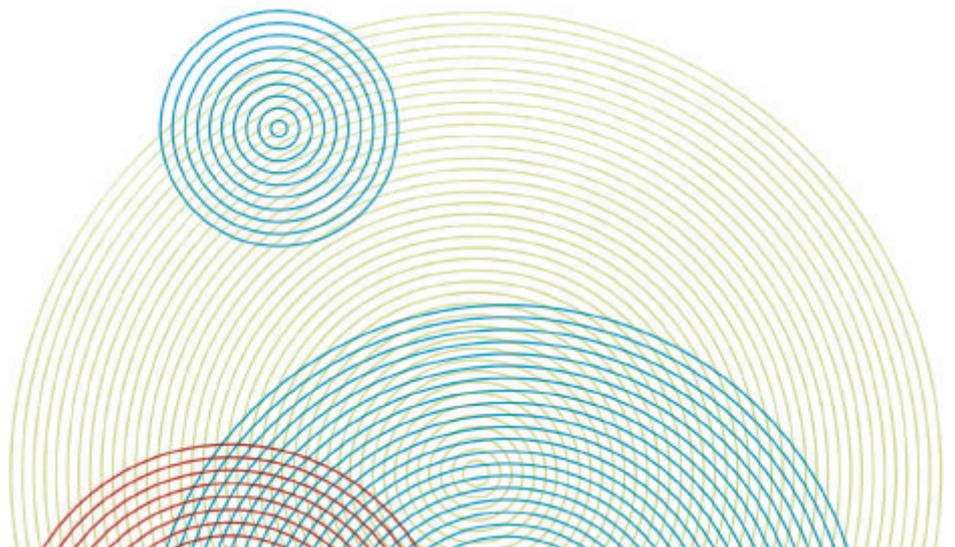
Einzig die direkten, physischen Kontakte mit der Familie, beispielsweise mit den Enkelkindern, kann auch die Cloud nicht ersetzen. Aus diesem Grund kehren viele Alte nach Jahren der Rastlosigkeit und des Reisens nach Hause zurück.

Zentrale Punkte aus «Mobile Home»

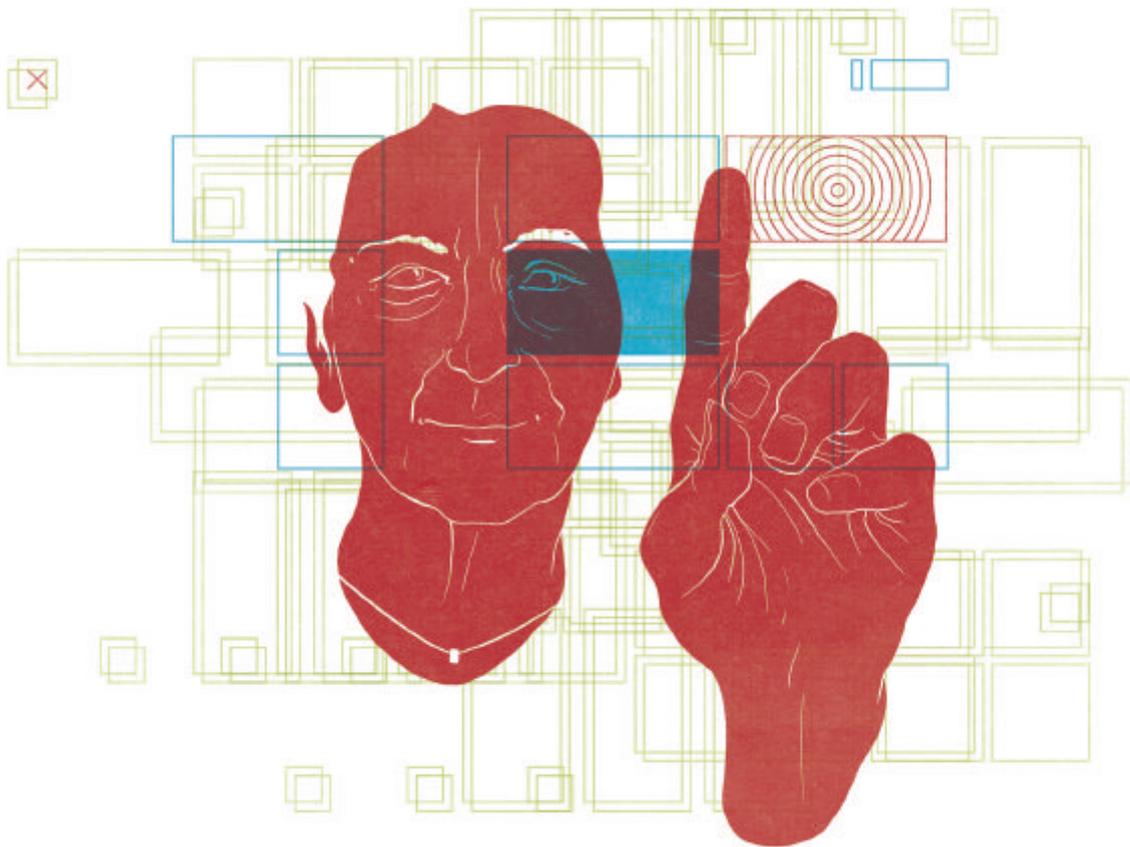
Ein Teil der künftigen Alten wird sich nicht vor Ort einrichten, sondern mobil bleiben. Wer eine internationale Karriere hinter sich hat, sich auf Flughäfen bestens auskennt und miterlebt hat, wie aus der Welt ein globales Dorf wurde, für den oder die bedeutet «Zuhause» auch im Alter, unterwegs zu sein. Vertrautes suchen diese Älteren nicht im Quartier, sondern rund um den Globus, wo sich Hotels vermehrt auf ihre Bedürfnisse einrichten, indem sie neben Wellness auch medizinische Dienstleistungen anbieten. Schweres Gepäck braucht diese Klientel keines – via Smartphone oder Tablet haben die mobilen Alten von überall auf der Welt Zugriff auf alles Wichtige, das sie in der Cloud abgespeichert haben.

Neue Idee für «Mobile Home» *CLOUD-ARZT*

Mit zunehmendem Alter wird die ärztliche Versorgung immer wichtiger. Dabei kann selbst eine gute medizinische Infrastruktur am Urlaubsort den heimischen Hausarzt nicht ersetzen – sowohl die Kenntnis der jeweiligen Krankengeschichte als auch das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient beruhen oft auf jahrzehntelangen Beziehungen. Durch den technischen Fortschritt wird es möglich, den eigenen Hausarzt mit auf die Reise zu nehmen, und zwar in der Cloud. Biodaten wie Herzfrequenz oder Blutwerte können rund um die Uhr beziehungsweise bei konkretem Verdacht aufgezeichnet werden. In der Cloud abgespeichert, geben sie dem Hausarzt Auskunft über den körperlichen Zustand seines Patienten; auch bei akuten gesundheitlichen Problemen kann ein solcher Cloud-Arzt ein besserer Ansprechpartner für das medizinische Personal vor Ort sein als der Patient selbst.



Flexible Care Pflegerperspektive Convenience



«Mitarbeitende in der Langzeitversorgung wird es immer brauchen. Denn es ist für die meisten Menschen trotz – oder auch vermehrt in Kombination mit – technischen Hilfsmitteln wichtig, menschliche Zuwendung zu erfahren. Helfende Hände oder Worte wollen jedoch klug eingesetzt sein, denn die Ressource «Human-kapital» ist in der pflegerischen Langzeitversorgung zunehmend begrenzt.»

Iren Bischofberger, Pflege- und Versorgungsforscherin, Careum F&E, Kaleidos Fachhochschule

Der Bedarf an Pflege wächst

Jeder will alt werden, aber keiner will es sein, heisst es im Volksmund. Die Begriffe «Alter» oder «Altern» werden zunehmend mit der Einschränkung der physischen und/oder psychischen Leistungsfähigkeit verknüpft. «Alt» ist häufig gleichbedeutend mit «pflegebedürftig». Deshalb treibt viele Menschen, die in die Jahre kommen, weniger die Aussicht auf die «Rente» um; es beschäftigt sie eher die Frage, wie sie den Übergang schaffen aus dem aktiven, gesellschaftlichen Leben hin zu einem Dasein, in dem Performance eine untergeordnete Rolle spielt; ein Dasein, welches auf das Ziel hinsteuert, die eigene Endlichkeit würdevoll abzuschliessen.

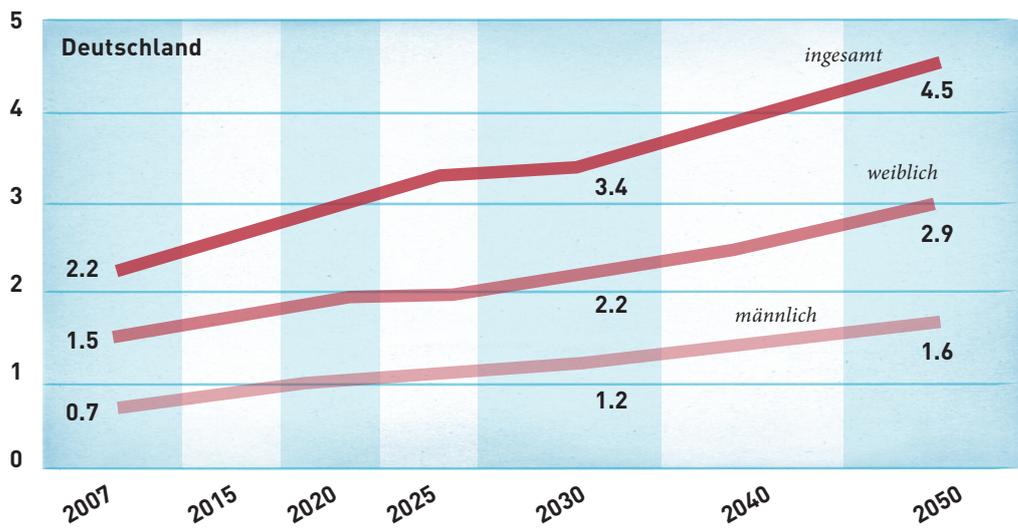
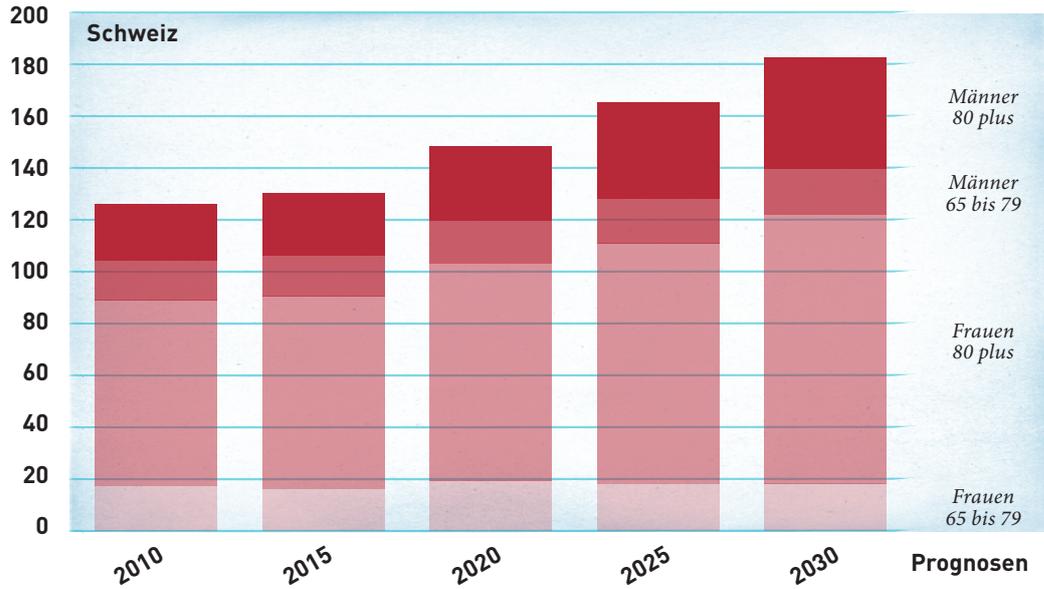
Für viele spielt bei diesem Prozess die Familie eine untergeordnete oder gar keine Rolle. In der Schweiz, in Deutschland wie überhaupt in den meisten Industriestaaten sinken seit vielen Jahren die Geburtenraten, und die Zahl derjenigen, die kinderlos ins Alter gehen, wird zunehmen. Bei ihnen werden keine Nachkommen je darüber entscheiden, ob und wann sie Pflege benötigen. Das Klischee von Kindern, die ihre alternden Eltern «ins Heim abschieben», ist ohnehin veraltet. Unsere Gesellschaft generiert je länger, desto

mehr aktive und selbstbewusste Seniorinnen und Senioren, die sich von niemandem fremdbestimmen lassen. Weder von ihren Angehörigen, noch von Ärzten oder Behörden.

Trotzdem ist und bleibt das Älterwerden anstrengend, vor allem gegen Ende des Lebens. Fakt ist: Jede sechste Person zwischen 80 und 84 Jahren ist auf Pflege angewiesen, jenseits des 85. Altersjahrs bereits jede dritte. Dabei steigt die Anzahl der Alten rasant. Heute ist jede zwanzigste Person 80 Jahre und älter – 2060 wird es hochgerechnet jede neunte sein. Aufgrund des demographischen Wandels wird auch die Pflegebedürftigkeit zunehmen. In Deutschland rechnet man damit, dass sich die Anzahl Pflegefälle bis in das Jahr 2050 verdoppeln wird. In der Schweiz verläuft die Entwicklung ähnlich.

Auf Pflege angewiesen – dennoch selbstbestimmt

Was bedeutet nun «Pflegebedürftigkeit» für die Alten von morgen? Sie werden wohl vermehrt auf Pflege angewiesen – aber nicht «bedürftig» sein. Dafür sind die künftigen Alten zu smart, alleine schon aufgrund ihres Bildungshintergrunds: Die Daten aus der Schweiz belegen, dass die Absolventinnen und Absolventen auf Tertiärstufe (Höhere Fachschulen, Fachhochschulen, Universitäten) immer mehr werden, während die Anteile der Bevölkerung, die keine formale Berufsausbildung oder nach der Lehre keine Weiterbildung absolvieren, laufend abnimmt. In 50 Jahren wird die Mehrheit der Einwohnerinnen und Einwohner eine höhere Fachausbildung oder ein Studium absolviert haben. Zur besseren Bildung gesellt sich eine hohe Medienkompetenz: Von den heute 40- bis 49-Jährigen nutzen aktuell fast 88 Prozent das Internet. Nicht mehr lange, und der Onli-



Die Pflegebedürftigkeit in Deutschland und der Schweiz steigt und wird auch weiter steigen.
 Quellen: Bundesamt für Statistik CH, Statistisches Bundesamt DE

ner-Anteil der Menschen wird auf praktisch 100 Prozent anwachsen – auch bei den Alten und Pflegebedürftigen.

Diese gebildeten, online-kompetenten, überwiegend kinderlosen, darüber hinaus weit gereisten und selbstbestimmten Alten werden es nicht zulassen, dass andere über die Form ihres Unterstützungsbedarfs bestimmen. Sie werden ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen, so, wie es heute schon viele Seniorinnen und Senioren tun. Analog zum individualisierten Leben, das diese Alten von morgen geführt haben werden, wird es eine ganze Palette von Pflegeangeboten brauchen, die den individuellen Bedürfnissen gerecht werden. Es wächst das Bedürfnis nach Convenience-Angeboten, die das Altern vereinfachen.

«Am Begriff ‚Pflege‘ haftet bis heute ein Verfalldatum. Es heisst, ‚wer in ein Pflegeheim eintritt, kommt da nicht mehr raus.‘ Das muss und wird sich ändern – der Graben zwischen Heim und Daheim wird sich verkleinern und mit der Zeit ganz verschwinden. Wer Pflege braucht, soll sie dort beanspruchen können, wo er oder sie sich zu Hause fühlt.»

Clovis Défago, Präsident, Senesuisse

Individualisierte Angebote sind gefragt

Gesucht wird nach neuen Wohn- und Pflegeformen, die den individuellen Bedürfnissen der Älteren gerecht werden. Das Prinzip «ambulant vor stationär», das seit Anfang des Jahrhunderts sämtliche Bereiche des Gesundheitswesens durchdrungen hat, ist für die Langzeitpflege nur bedingt gültig, wie neuere Studien ergeben haben: Ab einem Pflegebedarf von täglich anderthalb Stunden fallen im Pflegeheim, egal ob privat oder

öffentlich-rechtlich organisiert, tiefere Kosten an als mit der ambulanten Spitex-Pflege zu Hause.¹⁵ Das Alters- und Pflegeheim kann somit für manche Ältere durchaus die richtige Lösung sein, zumal sich die allermeisten Institutionen gegenüber früher stark gewandelt und sich moderne, kundenorientierte Strukturen angeeignet haben.

Viele pflegebedürftige Personen möchten jedoch lieber zu Hause versorgt werden, weil es ihnen in den eigenen vier Wänden am wohlsten ist. Hier sind modulare, flexible Pflegearrangements gefragt, bei denen kommunale und private Dienste sowie das informelle Netz durch Angehörige, Freunde und Nachbarn zusammenspielen. Auch der technische Fortschritt kommt solchen Convenience-Angeboten entgegen, wie die These 6 («Care Tech – Roboter übernehmen immer mehr Pflegearbeit») zeigen wird. Ob der Staat die Angebote bezahlt oder der Pflegekunde selber dafür aufkommt, spielt künftig eine untergeordnete Rolle. So wie die Menschen das Alter fluid gestalten, so wie sie selbst entscheiden, bis wann und in welcher Form sie arbeiten, ob sie ihr Haus verkaufen oder lieber auf Reisen gehen: Dieser Vielfalt entsprechend soll es Pflegebedürftigen selber überlassen sein, ob und wie man sie unterstützt.

Von zunehmender Bedeutung für die häusliche Pflege sind in Europa die «Care-Migrantinnen». In Italien und Griechenland wird dieses Modell in grossem Umfang genutzt, beliebt ist es auch in Spanien und Zypern, wie ein Bericht der EU-Kommission vom letzten Jahr zeigt.¹⁶ In diesen Ländern

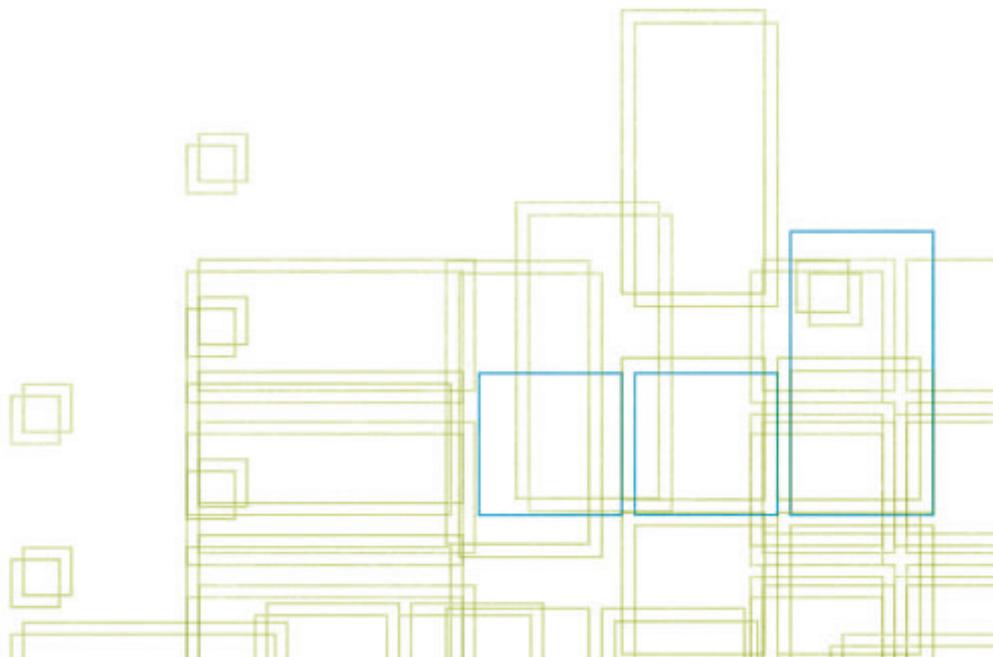
¹⁵ Zu Zahlen und Fakten vgl. Focus – Fachzeitschrift Senesuisse, Ausgabe 02/2010, www.senesuisse.ch

¹⁶ Long Term Care for the elderly. Provisions and providers in 33 European countries. Luxembourg, Publications Office of the European Union, 2012

ist der Markt für Pflegekräfte mit Migrationshintergrund weitgehend unreguliert, meistens werden die ausländischen Frauen in Ergänzung zur Pflege durch Familienangehörige und durch öffentliche Dienste angestellt. Auch in Schweizer Haushalten sind «Care-Migrantinnen» beschäftigt. Dabei handelt es sich um mehrheitlich aus Osteuropa stammende Frauen, die in der Schweiz während mehrerer Monate Pflegebedürftige betreuen und danach in ihre Herkunftsländer zurückkehren, um den Dienst mit anderen Migrantinnen abzutauschen.¹⁷ Oft teilen sich «Care-Migrantinnen» die Arbeit mit den Pflegefachfrauen der Spitex. Diese übernehmen die professionellen Anforderungen der Pflege, insbesondere bei komplexen Situationen wie fortgeschrittener Demenz, während die oft ungelernten Migrantinnen die Vollzeitbetreuung gewährleisten. Von den Behörden und manchen Fachfrauen eher kritisch beäugt, geniessen «Care-Migrantinnen» bei Pflegekunden wachsende Akzeptanz.

Es ist nichts dagegen einzuwenden, dass neue Anbieter auf den Zug von Betreuung und Pflege aufspringen, und dass das Care-System insgesamt flexibler wird, solange die Qualität gewährleistet ist. Betreuung und Unterstützung im Haushalt sollen Angehörige oder «Care-Migrantinnen» ebenso leisten können wie zum Beispiel Studierende, die in einer Alters-WG wohnen. Es besteht aber ein Bedarf an Leitfäden oder Richtlinien für «Good Practice», welche die Angebote miteinander vernetzen und aufeinander abstimmen. Diese Aufgabe könnten heutige Anbieter von Wohn- und Pflegeangeboten für Ältere wahrnehmen. Ein Qualitätslabel, das diese Kontrollinstanz vergibt, würde die Seriosität der Angebote garantieren. Ein solches Open-Source-System würde es verschiedensten Drittanbietern erlauben, ihre Leistungen anzubieten.

¹⁷ Care-Migrantinnen in der häuslichen Versorgung. Kooperationsprojekt Careum F+E und Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich, 2012



Zentrale Punkte aus «Flexible Care»

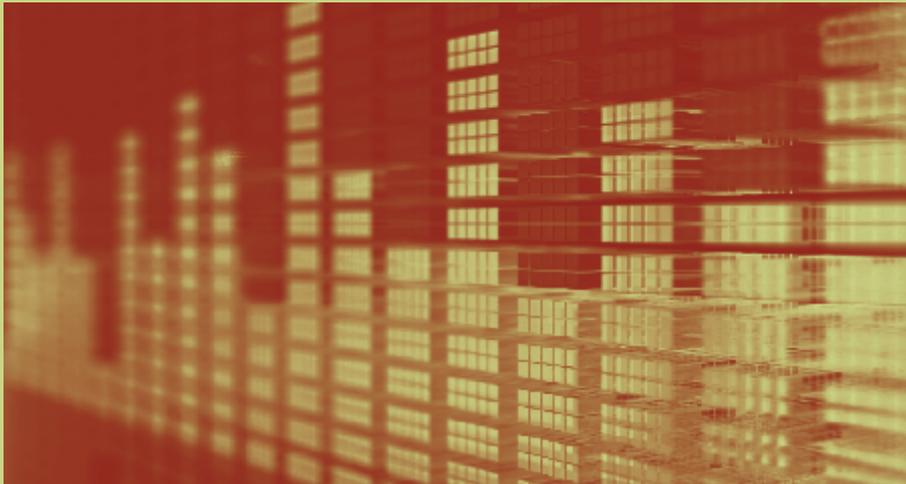
Das Klischee von Kindern, die ihre alternden Eltern ins Heim abschieben, ist veraltet. Unsere Gesellschaft generiert je länger, desto mehr aktive und selbstbewusste Ältere, die sich von nichts und niemandem fremdbestimmen lassen. Weder von ihren Angehörigen, noch von Ärzten oder Behörden. Gebildet, medienkompetent, weitgereist und zu einem Teil auch kinderlos entscheiden diese Menschen selber über die Form der Unterstützung und Pflege, derer sie im Alter bedürfen. Analog zur Vielfalt der Lebensentwürfe wird es künftig eine ganze Palette von Pflegeangeboten brauchen, die den individuellen Bedürfnissen gerecht werden. Dabei kann das moderne, kundenorientierte Pflegeheim durchaus eine Option sein. Ebenso gefragt sind modulare, flexible Care-Arrangements, bei denen kommunale und private Dienste ebenso zusammenspielen wie das informelle Netz durch Angehörige, Freunde und Nachbarn.

Neue Idee für «Flexible Care» *PFLEGE GUTSCHEINE*

Es ist das Pflegemodell der Zukunft und wurde in mehreren Ländern Europas bereits eingeführt. So wie andere Gutscheinsysteme aus dem Sozialbereich beruhen Pflegegutscheine auf dem Prinzip, die Souveränität der Betroffenen zu stärken. Nicht die Anbieter beziehen die (öffentlichen) Gelder, sondern die Nutzer. Das Modell fördert einerseits den Wettbewerb und damit die Qualität der Institutionen (wie man in der Schweiz auf dem Feld der Betreuungsgutscheine für familienergänzende Kinderbetreuung beobachten kann), andererseits festigt es die Betroffenen in ihrer Autonomie. Denn pflegebedürftige Personen können sich ihre Dienstleistungen selbst einkaufen und entscheiden, welche Hilfen sie wann, wie und durch wen in Anspruch nehmen. Sofern es eine Differenz zwischen den tatsächlichen Kosten für die Pflegeleistungen und dem Wert der Gutscheine gibt, müssen die Betroffenen diese aus der eigenen Tasche finanzieren.

IBM

Zum Ambient Assisted Living



Innovative Lösungen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie (ICT) haben das Potenzial, die Lebensqualität älterer Menschen signifikant zu verbessern. Unter dem Motto «Smarter Planet» arbeiten IBM-Forscher an diversen Projekten, die für diese Bevölkerungsgruppe eine hohe Relevanz aufweisen. So sollen etwa sogenannte «Enabling technologies» den Rahmen dafür schaffen, länger und möglichst unabhängig in den eigenen vier Wänden zu leben. Auch soll eine neue Generation von Systemen Mediziner dabei unterstützen, Patienten in bestmöglicher Weise massgeschneidert zu betreuen.

Bei den Technologien, die der älteren Bevölkerung neue Optionen und Dienstleistungen erschließen sollen, konzentrieren sich die IBM-Forscher im Schwerpunkt auf zwei Bereiche: Mobilität und Gesundheit. Mobilität umfasst dabei die Aspekte Wohnen, physischer Transport ebenso wie Bewegung in virtuellen Räumen. In puncto Gesundheit werden Monitoring, Prävention, Diagnose und Therapie adressiert. Ausgewählte Projekte werden im Folgenden illustriert.

HERMES – Freiheit und Sicherheit in der eigenen Wohnung

Wie neuere psychologische Studien zeigen, ist fortschreitendes Alter nicht generell als Synonym für den Abbau kognitiver Fähigkeiten zu verstehen. Einige, wie etwa die fluide Intelligenz, können sogar ausgebaut werden. Andere Fähigkeiten verringern sich dagegen. Insbesondere Vergesslichkeit kann im höheren Alter bei der Bewältigung des Alltags zum Problem werden.

Im Rahmen des europäischen Forschungsprojekts HERMES entwickelte das IBM Forschungszentrum Haifa gemeinsam mit Partnern ein ausgeklügeltes System, das älteren Menschen helfen soll, den Herausforderungen einer nachlassenden Gedächtnisleistung zu begegnen. Im Zentrum der Lösung steht der Einsatz leistungsfähiger Sprach- und Bildverarbeitungstechnologien auf mobilen Geräten und in der Wohnumgebung. Das System soll an Termine, Einkaufszettel, die Einnahme von Medikamenten oder gar an den Inhalt von Gesprächen erinnern. Einen besonderen Fokus haben die Forscher dabei auf die Entwicklung von Nutzer-Interfaces gelegt, die intuitiv verständlich und einfach zu bedienen sind.

HERMES soll dazu beitragen, möglichst lange von einem unabhängigen Lebensstil zu profitieren. Der Prototyp umfasst die Installation von Mikrofonen und Videokameras in der Wohnumgebung, um Gespräche und Situationen aufzeichnen zu können. Zudem erhält jeder Nutzer ein mobiles Gerät, um unterwegs wichtige Begebenheiten, Ortskoordinaten und Termine zu registrieren, wie etwa beim Arztbesuch oder auf der Bank. Diese Informationen werden gespeichert, verarbeitet und analysiert, um der Person im Alltag Erinnerungshilfen zur Verfügung zu stellen.

Das System umfasst drei Basisservices:

- Es soll Nutzern helfen, sich an kürzlich Geschehenes zu erinnern. So könnte jemand fragen: «Was sagte mir meine Tochter gestern als wir über den Geburtstag meiner Schwester gesprochen haben?» Das System sucht dann die entsprechende Konversation heraus und wiederholt sie.
- Die Bewältigung des Alltags soll erleichtert werden. Stellt der Nutzer etwa fest, dass der Kaffee zur Neige geht, könnte er dies im System registrieren. Geht er das nächste Mal am Supermarkt vorbei, gibt das mobile Gerät mithilfe der Ortsbestimmung einen entsprechenden Kaufhinweis.
- Der Prototyp bietet Gedächtnisübungen, welche auf die jeweilige Person zugeschnitten sind, etwa die spielerische Abfrage von Terminen in Quizform.

Dem@Care – Früherkennung und Therapie von Demenz

Demenz wird zunehmend zu einem omnipräsenten Phänomen, das beträchtliche Teile der Bevölkerung in Mitleidenschaft zieht. 1960 kamen in Europa im Schnitt 3 junge Menschen auf eine ältere Person. Dieses Verhältnis wird sich bis 2060 umkehren. In den USA lebten in 2010 4.2 Millionen Menschen über 65 Jahre. Erwartet wird ein sprunghafter Anstieg – auf 88.5 Millionen in 2050.

Bislang ist Demenz nicht heilbar. Wird die Krankheit jedoch im Anfangsstadium erkannt, kann die negative Entwicklung massiv verlangsamt werden. Eine frühzeitige Diagnose ist entscheidend für den Behandlungserfolg. Hierfür arbeiten Wissenschaftler aus Universitäten und Industrie gemeinsam an der Entwicklung eines integrierten Sensorsystems. Der Zustand des Patienten wird über längere Zeit in seiner Wohnumgebung erfasst und analysiert. IBM-Wissenschaftler explorieren im Rahmen dieses Projektes, wie die Stimmanalyse zur frühzeitigen Diagnose von Demenz beitragen kann. Veränderungen in «Voice Patterns» könnten als erste Warnhinweise dienen. Mögliche Indikatoren für kognitive Probleme in Verbindung mit Demenz sind z.B. ein hoher Anteil an Pausen beim Ausführen einfacher Aufgaben, Zittern der Stimme, fehlende Flüssigkeit der Sprache, verarmtes Vokabular und Wortfindungsstörungen.

Nicht nur die Früherkennung, sondern auch die Behandlung von Demenzkranken liesse sich nachhaltig verbessern, da Erfolg und Misserfolg einer Therapie genauer beobachtet werden könnten. Auch die Patienten und ihre Angehörigen würden befähigt, mittels dieses Systems den gegenwärtigen Gesundheitszustand besser im Blick zu behalten.

Watson – besseres Gesundheitswesen dank Supercomputer

Die American Cancer Society schätzt, dass allein in diesem Jahr in den USA 1.6 Millionen neue Krebsfälle diagnostiziert werden. Studien legen nahe, dass die Komplexität von Gesundheitsfragen in den vergangenen Jahren bei 20% aller Patienten zu einer falschen oder unvollständigen Diagnose geführt hat. Diese Statistiken, gekoppelt mit der Datenexplosion im medizinischen Sektor (Verdopplung der Information alle 5 Jahre), stellen eine Herausforderung dar, der mit einer neuen Generation sogenannter kognitiver Supercomputer begegnet werden kann.

Der Computer Watson ist ein «Artificial Intelligence System», das natürliche Sprache verstehen kann. Auf eine Frage liefert es eine präzise Antwort und dazu eine Einschätzung der Konfidenz. Um die Leistungsfähigkeit des Systems zu demonstrieren, trat der Watson 2011 in der Quizshow «Jeopardy!» gegen die weltbesten Champions an – und gewann. Mögliche Anwendungsfelder für den Einsatz sind vielfältig. Überall dort, wo immense Mengen an strukturierten und unstrukturierten Daten verarbeitet werden müssen, kann Watson als Expertensystem Lücken des menschlichen Wissens füllen und als Assistent des Menschen signifikant Unterstützung bei der Entscheidungsfindung leisten.

Als erstes Anwendungsgebiet wurde das Gesundheitswesen ausgewählt. Pilotprojekte wurden mit dem Versicherer WellPoint und dem Memorial Sloan-Kettering Cancer Center in den USA initiiert, um Watson in den Bereichen Onkologie und Prozess-Management zu trainieren. Die Kollaborationen zeigen beispielhaft den Wert, den der Einsatz von Big Data Analytics und kognitiven Systemen im Gesundheitswesen bieten könnte. Das Memorial Sloan-Kettering und IBM entwickeln auf der

Basis der Watson-Technologie eine Anwendung, die weltweit die Entscheidungsfindung von Onkologen bei der Krebsbehandlung unterstützen soll. Diese Anwendung soll auf eine immense Menge an Daten aus der Wissenschaft und Fallberichten zugreifen, um eine evidenzbasierte Therapie vorzuschlagen, die für den individuellen Fall die bestmöglichen Heilungschancen verspricht.

Bis heute hat Watson dafür mehr als 600.000 Inputs medizinischer Evidenz, 2 Millionen Seiten Text aus medizinischen Journalen und klinische Studien aus dem Bereich der Onkologie verarbeitet. Das System kann in Sekunden 1.5 Millionen Patientenakten durchsuchen, die Dekaden an Krebsbehandlungsgeschichte darstellen, und dem Arzt evidenzbasierte Therapieoptionen vorschlagen. Künftig wird man Patienten mit Hilfe von Anwendungen, die auf der Watson-Technologie basieren, hochspezialisierte Behandlungen anbieten können. Ein erstes Produkt, die Interactive Care Insights for Oncology, wird nun vom Maine Center for Cancer Medicine und der WESTMED Medical Group für Fälle von Lungenkrebs getestet. Es wird erwartet, dass dieser umfassende evidenzbasierte Ansatz die Krebsbehandlung revolutionieren wird – durch die Verbreitung von praxisrelevanten Forschungsergebnissen mit bisher unvorstellbarer Geschwindigkeit.

Ein weiteres Anwendungsgebiet im Gesundheitswesen bietet sich auch für Versicherer. Sie müssen entscheiden, ob eine bestimmte Therapie, die ein Arzt für einen Patienten vorschlägt, mit den Richtlinien des Versicherers konform ist und optimalen Erfolg verspricht. Bislang mussten Fachkräfte des Versicherers diese Recherchen im Datenschun gel ihrer Organisation in mühseliger Kleinarbeit durchführen. Watson verspricht hier eine radikale Effizienz- und Effektivitätssteigerung.

Sensorennetzwerke – «Mote Runner»

Die Vernetzung unterschiedlichster Sensoren ist für Projekte im Bereich «Ambient Assisted Living» von zentraler Bedeutung. Doch die Verarbeitung dieser Informationen über Sensorknoten (die sog. «Motes») war bislang schwierig zu programmieren und konnte nur von Spezialisten vorgenommen werden.

Das Projekt «Mote Runner» bei IBM Research Zurich hat zum Ziel, diese Programmierung unterschiedlichster Sensoren so stark zu vereinfachen, dass sie in Zukunft auch durch die Endnutzer, beispielsweise durch Ärzte, vorgenommen werden kann. Hierfür hat IBM eine zweiteilige Softwarelösung entwickelt, bestehend aus einer «Virtual Machine», die auf dem «Mote» installiert ist und es sehr einfach macht, neue und portable Applikationen zu entwickeln, sowie einer Plattform für Anwender und Entwickler. Sie soll Handhabung und Anpassung an die individuellen Bedürfnisse vereinfachen und so die Einsatzmöglichkeiten erweitern.

Weitere Informationen:

<http://www-05.ibm.com/ch/clientcenter/research>

Care-Tech

Roboter übernehmen immer mehr Pflegearbeit



«Roboter sind in der Industrie, in der Chirurgie oder in Privathaushalten längst präsent. Bei mir zu Hause benutze ich seit vier Wochen einen Roboter-Staubsauger. Das Gerät ist etwas sehr Angenehmes. Es spornt mich an, mich mit der Technik auseinanderzusetzen, seine Funktionen zu verstehen, zwischendurch «redet» es sogar mit mir. Ich kann mir gut vorstellen, dass sich solche automatisierten Hilfen auch in der Pflege immer mehr durchsetzen werden. Sie werden irgendwann ganz selbstverständlich zu unserem Lebensstandard dazugehören.»

Rosmarie Michel,

Unternehmerin im «Unruhestand»

Zum Beispiel «Robot and Frank»

Der Endsechziger Frank, ein Ex-Häftling und Dieb, lebt allein in seinem Haus in einer amerikanischen Kleinstadt. Er leidet an zunehmender geistiger Verwirrung und Demenz. Sein Sohn Hunter, ein Anwalt mit eigener Familie, hat es satt, den Vater jede Woche zu besuchen, bringt es aber nicht übers Herz, für ihn eine Vollzeitbetreuung zu organisieren. Also besorgt Hunter seinem Vater einen Roboter-Gefährten, der darauf programmiert ist, den alten Mann rundum zu versorgen. Dazu gehört eine fixe Tagesroutine mit Gartenarbeit und Aktivitäten, die Franks Hirnzellen anregen sollen.

Anfänglich skeptisch, gewinnt Frank den Roboter immer mehr lieb; vor allem als er entdeckt, dass dieser nicht zwischen legalen und kriminellen Unternehmungen unterscheiden kann. Der Roboter erweist sich als williger und äusserst fähiger Komplize bei Einbrüchen. So assistiert er Frank bei einem Einbruch, dessen Endziel darin besteht, das Herz der attraktiven Gemeinde-Bibliothekarin zu erobern. Diese ist niemand anderes als

Franks geschiedene Frau – was dieser aber infolge der fortgeschrittenen Demenz vergessen hat. Nach einem weiteren Einbruch, bei dem Frank und sein Roboter Juwelen stehlen, kommt ihnen die Polizei auf die Spur. Frank sieht sich gezwungen, die Daten seines elektronischen Gefährten zu löschen, damit dieser ihn nicht verrät. Das fällt Frank sehr schwer. Denn inzwischen verbindet ihn mit dem Roboter eine menschenähnliche Beziehung.

Der klassische Roboter, wie ihn hier die US-Filmkomödie «Robot and Frank» (2012) in Szene setzt, ist nur eine von vielen möglichen Formen, wie Technik uns in Zukunft im realen Alltag unterstützen wird. Zum smarten Netz, das uns rundum umsorgt, gehören auch: selbstgesteuerte Autos (ein entsprechendes Projekt hat Google bereits gestartet); künstliche Intelligenzen wie Siri, die gesprochene Sprache verstehen und kleine Dienstleistungen erledigen (zum Beispiel Hotel reservieren, Zugverbindungen suchen, Blumen für die kranke Nachbarin bestellen...); smarte Brillen oder Kontaktlinsen, die uns bei allem, was wir tun, Zusatzinformationen liefern und auch daran erinnern, was wir noch erledigen sollten; intelligente Prothesen, die uns quasi übernatürliche Fähigkeiten verleihen (wie in den 70er-Jahre TV-Serien «The 6 Million Dollar Man» und «Bionic Woman» vorweggenommen) und Robo-Kuscheltiere, die uns trösten und Gesellschaft leisten, wenn wir uns einsam fühlen. Fast täglich kommen neue Hightech-Devices und Applikationen auf den Markt, die uns das Leben leichter machen sollen, und sie werden von Menschen jeden Alters bereitwillig aufgenommen. So gehören Spielkonsolen als Unterhaltungs- und Fitnessgeräte heute schon zur Grundausstattung von Altersheimen. Tablet-Computer ersetzen Bücher und Fotoalben.

Die grosse Beliebtheit von iPhone und iPad illustriert sehr schön, wie sehr die Technik uns inzwi-

schen ans Herz gewachsen ist. In Umfragen geben teilweise mehr als 50 Prozent der Befragten an, dass sie mit ihrem iPhone schlafen. Wir lieben unsere Gadgets, die Beziehung zu ihnen ist persönlich, und darum werden sie in der Regel mit niemandem geteilt. Die Geräte werden immer handlicher, dank Sensoren feinfühler und sanfter im Gebrauch.

Unaufdringliche Helfer des Alltags

«Ambient Assisted Living hat ja zum Ziel, die individuelle Unabhängigkeit so lange wie möglich zu erhalten. Mithilfe der Technik schafft man sich eine Umgebung, in der die Technik zwar unsichtbar ist, mich aber in allem unterstützt, was ich brauche. Ein bisschen Magie kommt dadurch wieder zurück in meine persönliche Welt.»

Karin Vey, Executive Briefing Manager,
IBM Research

Ähnlich wie das Pflegegutscheinsystem sind auch neue Techniken und Technologien auf den Nutzer ausgerichtet. Zusammengefasst unter dem Begriff «Ambient Assisted Living» («umgebungsunterstütztes Leben», «selbstbestimmtes Leben») haben die innovativen Systeme und Produkte zum Ziel, die Autonomie des Individuums unaufdringlich zu unterstützen. Die Technik passt sich den Bedürfnissen und Wünschen der Anwender an, nicht umgekehrt. «Care-Tech» meint nicht ein einzelnes Device, sondern ein Netz von smarten Dingen, das unsere Gesundheit überwacht und uns im Alltag und tückischen Lebenslagen unterstützt.

Vor allem für die zunehmende Anzahl von Menschen, die an Demenz leiden, ist diese Entwicklung bedeutend. Heute schon kommen Betroffene

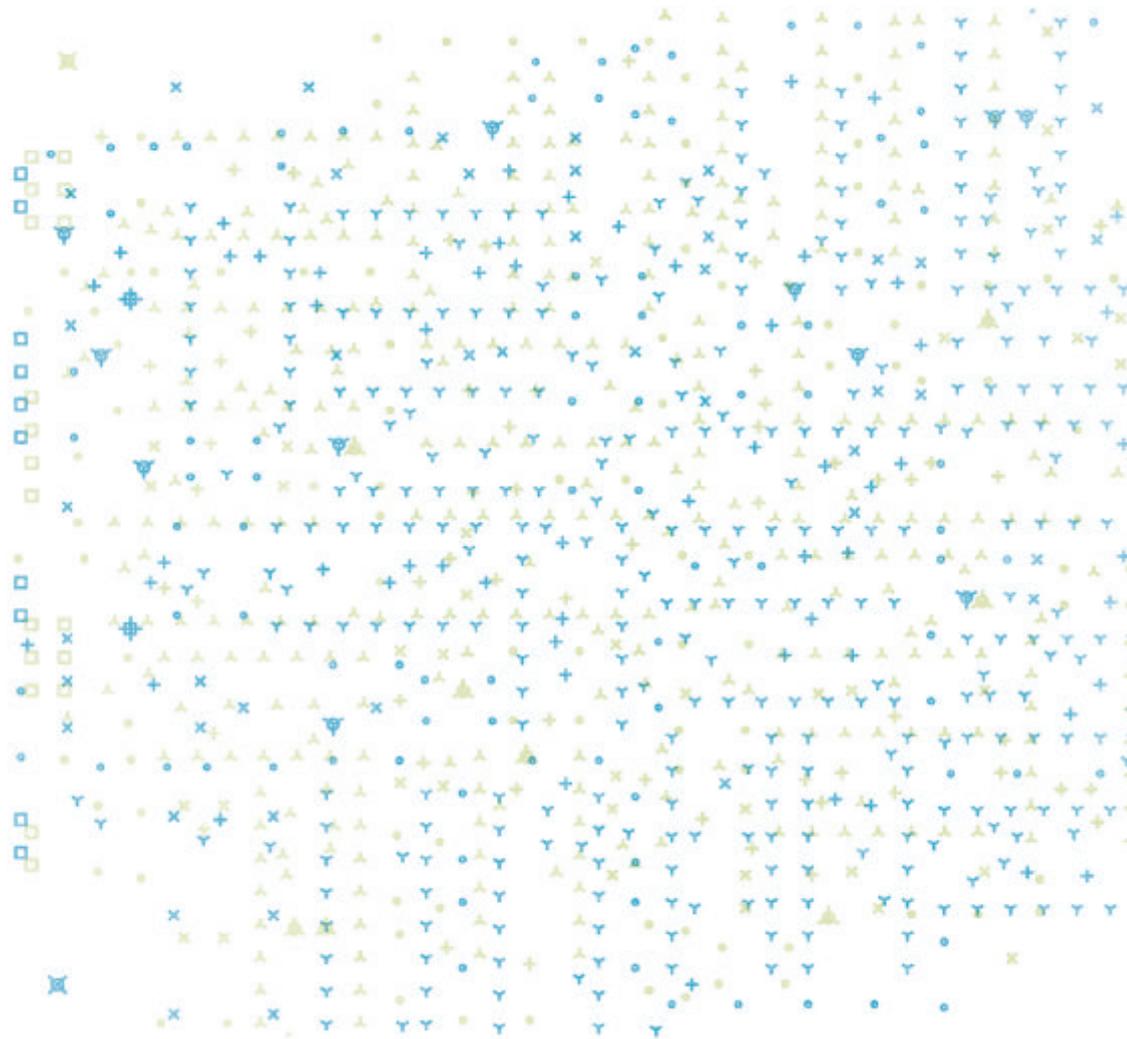
auf die originellsten Ideen, um ihre Vergesslichkeit mithilfe der Umgebung zu überbrücken: Sie benutzen ihre Hosentaschen, um an die Medikamente zu denken – die linke morgens, die rechte abends. Sie verteilen in der ganzen Wohnung Küchentimer, die sie zu bestimmten Zeiten an bestimmte Hausarbeiten erinnern. Sie benutzen auswärts einen weissen Stock und geben auf diese Weise vor, sie seien sehbehindert, wenn sie im Supermarkt mit dem Bezahlen und Einpacken nicht nachkommen.

Die Technik wird die Nöte der von Demenz Betroffenen künftig vereinfachen. Dank direkten Schnittstellen zwischen Körper und Care-Netz wird die Krankheit sozusagen mit einem zweiten Gedächtnis gelindert.

Der Trend zu «Care-Tech» und die Lust an Gadgets führen dazu, dass manche Menschen die Kommunikation mit oder via Technik der direkten Kommunikation mit anderen Menschen vorziehen. Der Film «Robot und Frank» entwirft ein Szenario, wie Mensch und Maschine in Zukunft sogar «Freundschaft» schliessen könnten, und er zeigt, welche Vorteile ein Pflegeroboter gegenüber einer realen Pflegeperson haben kann. Denn ein Roboter stellt keine Ansprüche, er ist geduldig, hilft ohne zu murren, wird nie müde, ist gleichbleibend freundlich und widerspricht nur, wenn die persönliche Sicherheit des Nutzers bedroht ist. Die Verbindung von Intimität und Anonymität macht es für Menschen auch einfacher, Schwächen zu zeigen und sich in persönlichen Belangen helfen zu lassen, zum Beispiel bei der Intimwäsche. Der Autonomieverlust, der mit dem Altern am Ende einhergeht, wird dadurch für viele erträglicher.

Die technischen Systeme, die Menschen helfen, ein selbstständiges Leben zu führen, werden in der Regel als Ermächtigung erlebt und nicht als

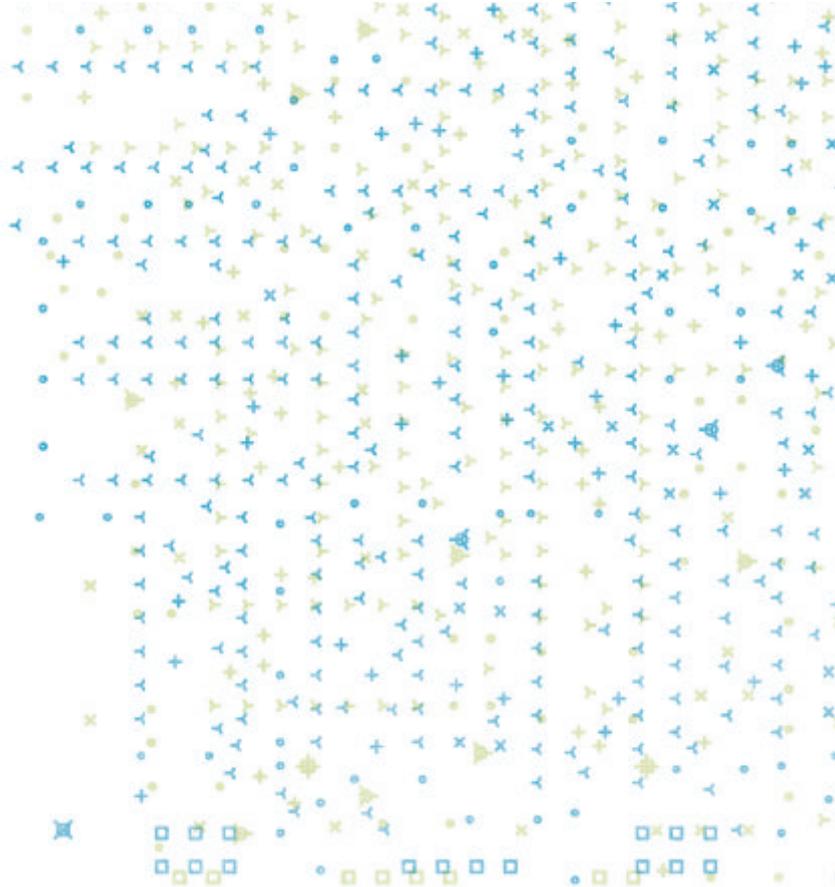
Abschiebung. Zwar befürchten Skeptiker, durch die könnten zwischenmenschliche Kontakte verloren gehen und dass Beziehungen zu Angehörigen und Freunden dadurch verarmen würden. Doch wenn der Roboter die schweren oder unangenehmen Pflegearbeiten übernimmt, macht dies auch für Angehörige das Leben leichter. Sie können sich entspannter um das emotionale Wohlbefinden ihrer Angehörigen und Freunde kümmern – vielleicht kommen sie öfter zu Besuch, wenn sie nur plaudern, aber keine Inkontinenz-Einlagen wechseln müssen.



Wann kommt das neue iCare-Update?

Zahlreiche Erhebungen im Gesundheitswesen prognostizieren für die Industriestaaten einen Mangel an Pflegepersonal. Die wachsende Zahl der Pflegebedürftigen wird unsere Gesellschaft in Zukunft nur betreuen können, indem ein Teil der Pflegearbeit automatisiert wird. Einer Studie von TA-SWISS zufolge befürworten Schweizer Pflegefachkräfte Roboter als Gehilfen, um sich von schweren Arbeiten wie dem Heben und Tragen von Patienten entlasten zu lassen.¹⁸ Die Betroffenen selbst erhoffen sich von Robotern vor allem einen unabhängigeren Alltag mit smarten Rollstühlen, intelligenten Gehilfen oder Servicerobotern für den Haushalt. Die TA-SWISS-Studie stellt fest, dass zukünftige Generationen älterer Menschen mit viel mehr Technik aufwachsen als früher und daher offener im Umgang mit Robotern im Gesundheitssystem sein werden. So könnten beispielsweise Telepräsenzroboter, die via Bildschirm die persönliche Anwesenheit einer Pflegekraft oder Ärztin ersetzen, den Senioren sozusagen als «digitale Nabelschnur gegen die Vereinsamung» dienen.

Solche Systeme sind zum Teil bereits auf dem Markt und werden in Japan heute schon angewendet und laufend verbessert. Die Alten von morgen haben auch keine Berührungsängste. Sie nutzen seit mehr als 20 Jahren neue Technologien, viele Babyboomer freuen sich vermutlich in 20 Jahren genauso auf den nächsten iCare-System-Update wie heute auf das neuste iPhone. «Care-Tech» wird von den Menschen akzeptiert, wenn sie ihnen ermöglicht, mehr Kontrolle über ihr Leben zu gewinnen. Dabei wird die gewonnene Unabhängigkeit für die meisten Menschen wichtiger sein als der teilweise Verlust der Privatsphäre.



¹⁸ Robotik in Betreuung und Gesundheitsversorgung. Studie des Zentrums für Technologiefolgen-Abschätzung, Heidrun Becker, Mandy Scheermesser, Michael Früh, Yvonne Treusch, Holger Auerbach, Richard Alexander Hüppi, Flurina Meier, Zürich, vdf Hochschulverlag, 2012.

Zentrale Punkte aus «Care-Tech»

Fast täglich kommen neue Hightech-Produkte und Applikationen auf den Markt, die uns den Alltag erleichtern. Sie werden von Menschen jeden Alters bereitwillig aufgenommen, viele Babyboomer sind Gadget-Liebhaber. Diese Technikaffinität wird auch den Alltag der künftigen Alten verändern: Unter dem Begriff «Ambient Assisted Living» werden immer mehr Hightech-Produkte die Autonomie des Individuums unaufdringlich unterstützen. Ein Netz von smarten Dingen wird die Gesundheit überwachen und uns in tückischen Lebenslagen weiterhelfen. Auch Care-Roboter werden in die europäischen Haushalte einziehen, sei es als willige Helfer für die Grobarbeit, sei es als feinfühlig Gefährten im Alltag. Die Verbindung von Intimität und Anonymität macht es für viele Ältere einfacher, Schwächen zu zeigen und sich helfen zu lassen. Denn Roboter murren nicht, sie sind immer für uns da, werden nie müde und sind immer freundlich. Und manchen Menschen wachsen sie sogar ans Herz.

Neue Idee für «Care-Tech» *DAS ZWEITE GEDÄCHTNIS*

«Ich weiss, was du letzten Sommer getan hast», ist der Titel eines US-Horrorfilms von 1997. Ähnlich heissen könnte dereinst ein technisches Angebot für Personen, die an Demenz erkrankt oder von ihr bedroht sind. So wie eine Brille die Sehkraft verbessern kann, kann eine Datenbrille dem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Vom Kurzzeitgedächtnis («Du wolltest hier im Supermarkt Milch und Eier kaufen») bis zum Langzeitgedächtnis («Der Herr, der dich gerade angesprochen hat, sass von der 1. bis 4. Klasse neben dir. Damals sah er SO aus») kann ein elektronisches Gedächtnis mit Text-, Bild-, Ton- und Filmdateien die wachsenden Erinnerungslücken bei eintretender Demenz schliessen. Nicht alle, und nicht auf Dauer, aber sowohl für die Betroffenen als auch für die Angehörigen kann der Prozess des Verfalls gemildert werden.

Marcus Hammerschmitt

«Die Neue Akademie»



Jean-Léon Gérôme: Phryne vor dem Areopag (1861); Hamburger Kunsthalle

Allgemeine Entscheidungen

Die wesentlichste Voraussetzung für die «Neue Akademie» ist ein Durchbruch bei der Demenzforschung. Er deckt um 2025 entscheidende Zusammenhänge zwischen Entzündungsprozessen, Autoimmunerkrankungen und dem Funktionieren des Gehirns als Ganzem auf. Dieser Durchbruch, der nicht nur von grundlegender Bedeutung für die Verhinderung und Behandlung von Demenz ist, sondern auch die medizinische Antwort auf viele andere Krankheiten (so z.B. Multiple Sklerose, Parkinson, Depression, Schizophrenie, Lupus, Chorea Huntington etc.) liefert, ermöglicht es Menschen in den entwickelten Ländern, die geistige Leistungsfähigkeit bis zur ständig steigenden Grenze der Lebenserwartung aufrechtzuerhalten. Das Massnahmenbündel, das auf diesen Fortschritt fusst, wird in der Geriatrie als «Neuroprotokoll» bekannt: der Volksmund nennt es den «Stein der Weisen» oder auch den «Jungbrunnen». Zusammen mit einer hochentwickelten Prothetik und der immer besseren Ver-

sorgung mit günstigen naturidentischen Organen kann es für Menschen jenseits der 100, 110, 120 eine hohe Lebensqualität sichern.

Was tun mit der gewonnenen Zeit?

Ab 2030 macht in den Medien das Buzzword von der «Neuen Akademie» die Runde. Gemeint ist damit die gesellschaftliche Wahrnehmung des kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Einflusses, der von den «Neuen Alten» (noch ein Buzzword) ausgeht. Schnell werden Theorien und Meinungen veröffentlicht, durchaus auch schon mit der Stossrichtung einer Kritik an der neuen «Gerontokratie», in der die Alten die Herrscher sind. Bald wird klar, dass die Gesellschaft auf einen massiven Konflikt zusteuert, nämlich den zwischen Jung und Alt. Die entscheidenden Impulse zur Steuerung dieses Konflikts kommen aus der «Neuen Akademie» selbst – nach einer Reihe von Kongressen, gross angelegten Internetabstimmungen und endlosen Diskussionen in lokalen Initiativgruppen, die wie Pilze aus

dem Boden geschossen sind, erscheint 2034 die «Magna Charta» der «Neuen Akademie»: «Zwischen Akademie und Areopag - auf dem Weg zu einer neuen Balance».

Der anonyme und laut Vorwort kollektiv verfasste Text fordert von den «Neuen Alten» unmissverständlich den Verzicht auf alle Konzepte einer Gerontokratie und von der Gesamtgesellschaft die Anerkennung des informellen Einflusses der «Neuen Akademie». Er plädiert für die Entscheidung, den drohenden Konflikt zwischen den «Neuen Alten» und der Restgesellschaft fallen zu lassen, indem er Bezug auf eine Analogie zur Antike nimmt: Die Akademie soll einen (ungeschriebenen) Vertrag mit der Gesellschaft eingehen, der sie als Areopag nach den Solon'schen Reformen definiert. Das heisst: Einfluss ja, politisch verfasste Macht nein. Der Text kann der gesellschaftlichen Entwicklung schnell ein Gerüst einziehen. Er postuliert Folgendes:

- Die «Neue Akademie» ist keine Partei und keine Organisation im engeren Sinn, sondern ein Netz, das sich im elektronischen Netz und als Netzwerk von frei assoziierten Individuen realisiert.
- Sie hat keinen Verfassungsrang im Sinne staatlicher Organe, keine Funktionäre, keinen Mitgliedsbeitrag und keine Mitgliedskartei, auch wenn sie zur Durchführung ihrer Aufgaben Vereinigungen unterstützen kann, die über all diese Punkte verfügen.
- Während sie kein parteipolitisches Programm hat, hat sie doch einen Kodex, der Inspiration aus so verschiedenen Quellen schöpft wie den Programmen verschiedener Selbsthilfegruppen, der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, dem Gedankengut verschiedener Ausprägungen des Sozialismus etc.

- Sie anerkennt das utopische Potenzial moderner Informationstechnologie.

Die Akademie ist eine Erweiterung und Fortführung der aristotelischen und der neuzeitlichen europäischen Aufklärung. Ihr Motto lautet: «Gute Information ermöglicht dem Schwarm gute Entscheidungen». Oder kürzer: «Garbage in, garbage out».

Individuelle Entscheidungen

Was macht die «Neue Akademie» mit den Menschen, die auf die eine oder andere Weise an ihr teilhaben? Es folgen vier Fallbeispiele von Schweizer Bürgern im Jahr 2080, die alle um 1950 in verschiedenen Teilen der Erde geboren wurden, und die mit etwa 130 Jahren auf ein jeweils langes Leben zurückblicken.

Hüseyin Altay hat ein langes Leben der Anpassung hinter sich. Geboren ist er in der Türkei, 1970 geht er nach Deutschland, um Arbeit in der Autoindustrie zu finden. Da er nicht für immer am Band stehen will, lernt er im Vergleich zu seinen türkischen Kollegen schnell Deutsch und macht, für die damalige Zeit sehr ungewöhnlich, als erwachsener Immigrant eine Lehre als Kfz-Elektriker. Dieser Beruf und seine Neugier bringen ihn Ende der 1970er bereits in Kontakt mit Computern und 1980 zu einem neuen Job in der Schweiz. Als er 2005 aufgrund eines Bandscheibenleidens in Frührente geht, gibt es den Kfz-Elektriker schon nicht mehr, sondern nur noch den Automobil-Mechatroniker, und Hüseyin hat die Veränderung seines Berufsbilds nicht nur mitvollzogen, sondern auch in seinem Rahmen mitgestaltet und sich über die Grenzen des Kfz-Gewerbes hinaus im Computerbereich autodidaktisch weitergebildet. Kaum ist er pensioniert, lernt er zu programmieren und begreift schnell, dass das seine eigentliche Beru-

fung gewesen wäre. Verärgert über seine nachlassende Gedächtnisleistung und in Angst um seine neugefundene Berufung nimmt er an den frühen Programmen zum Neuroprotokoll teil. Besonders der Aspekt, dass man das Neuroprotokoll als einen Versuch sehen kann, den menschlichen Körper neu zu programmieren, fasziniert ihn. Der Gedächtnisabbau wird gestoppt, sein allgemeiner Gesundheitszustand bessert sich. Versuche, seine Glaubenszweifel (er ist Muslim) in Gedichten festzuhalten und so zu klären, führen zu anonymen Veröffentlichungen im Internet.

Mathilde Beier sieht mit 130 auf ein wechselhaftes Leben zurück. Sie schlägt um 1970 eine pädagogische Laufbahn ein und unterrichtet jahrzehntelang vollkommen unauffällig an einer Realschule, bis sie als Endfünfzigerin straffällig wird. Sie ist in emotionale Abhängigkeit zu einem jüngeren Mann geraten, dem sie sich unterlegen fühlt, und den sie an sich binden will, indem sie seinen aufwändigen Lebensstil zu grossen Teilen finanziert. Um sich das leisten zu können, muss sie selber Unterschlagungen begehen. Als Kassenswartin eines grossen Sportvereins hat sie Zugriff auf das Geld. Als die Veruntreuung offenbar wird, beginnt die schlimmste Zeit ihres Lebens. Sie wird zu einer anderthalbjährigen Haftstrafe verurteilt, die sie zwar im offenen Vollzug absitzen kann, die ihr aber auch die Entlassung aus dem Lehrdienst einbringt. Nach ihrer Haftzeit bessert sie ihre zu geringe Rente mit einer Tätigkeit als Nachhilfelehrerin auf, bis sie einen mittelschweren Hirnschlag erleidet. Sie wird nach dem Neuroprotokoll behandelt und entwickelt während ihrer Genesung unvermutet ein starkes Interesse an Architektur und Stadtplanung. Sie beginnt sich autodidaktisch mit dem Stoff zu beschäftigen und trifft bald auf Hüseyin, der lange der einzige Mensch bleibt, dem sie von «ihrer schlimmen Zeit» berichtet. In ihrem neuen Beruf als Stadt-

planerin baut sie als Aktivistin der Akademie ein System zur Risikoabschätzung und zur demokratischen Evaluierung städtebaulicher Vorhaben auf; Hüseyin hilft ihr bei der informationellen Seite des Projekts. Schliesslich wird sie ob ihrer fachlichen Qualität zur halbamtlichen Ratgeberin der öffentlichen Bauherren in ihrem Kanton.

Hans Werner Marcks, 1950 geboren, war schon in den 1970er Jahren als Jurastudent ein Anachronismus. Als Aktivist einer schlagenden Studentenverbindung sieht er sich als Bewahrer traditioneller Werte. Sein Leben ist früh von Unbeugsamkeit und Geradlinigkeit geprägt. Auch seine Karriere als Staatsanwalt steht im Zeichen von Werten und deren Verteidigung. Die Ankunft des Internets (für ihn 2005) erfüllt ihn mit Sorge: Er sieht gestandene Autoritäten grundlos angegriffen, das Internet scheint ihm als Spätfrucht der gefürchteten antiautoritären Bewegung. Der Versuch, nach seiner Pensionierung eine Rechtsanwaltspraxis zu betreiben, scheitert daran, dass er keinen Kundenstamm aufbauen kann, und im Kontakt mit seinen Mandanten und vor Gericht ist er zu steif und zu unbeweglich. Danach verlegt er sich auf eine Kritik der entstehenden Akademie/Areopag-Struktur. Er sieht in der Akademie einen Versuch der subversiven Institutionalisierung unheilvoller antiautoritärer Impulse. Der Areopag-Aspekt der Akademie ist ihm besonders suspekt, denn er sieht darin eine verfassungswidrige Kapitulation des Staats vor informellen, nicht demokratisch legitimierten Strukturen. Der Titel seiner ersten Streitschrift lautet: «Die Akademie - Gelebte Demokratie oder trojanisches Pferd des Anarchismus?» Trotz seiner Netzskepsis veröffentlicht er sie auch als E-Book und wird unerwartet zum Bestseller-Autor. Nach seiner neuroprotokollarischen Behandlung folgen noch viele ähnliche Bücher und Streitschriften. Ein besonderes Augenmerk richtet er dabei auf die Tatsache, dass

die Akademie mit ihrer Tendenz, nationalstaatliche Grenzen einzureissen, dem ohnehin schon viel zu sehr geschwächten Nationalstaat zu einer neuen Bedrohung wird. Als mit der Einführung von Google Bridge im Jahr 2027 natursprachliche Maschinenübersetzung in Echtzeit endlich realisiert ist, gelangt er zu der Überzeugung, dass eine «Eine-Welt-Kultur» entstanden ist, die seiner Vorstellung nach «die schlimmsten Exzesse des historischen Kommunismus in seinem gleichmacherischen Furor zu übertreffen droht». Er bemerkt die Ironie nicht, dass er durch seine Publikationstätigkeit Teil der Akademie ist, die er so sehr bekämpft.

Tarisai Neumann blickt mit 130 auf ein Leben im Zeichen des Überlebens zurück. Die schlanke, dunkelhäutige, weisshaarige Dame stammt aus Ruanda und überlebt mit Mitte 40 nur knapp die Massaker an den Tutsi. Auf verschlungenen Umwegen Mitte der Neunziger in die Schweiz gelangt, heiratet sie einen Flüchtlingsaktivisten von «Kein Mensch ist illegal» und findet als eingebürgerte Schweizerin auch Arbeit als Krankenschwester. Ihre Erinnerungen an den Genozid in Ruanda lassen sie allerdings nie los. Sie findet es sehr merkwürdig, dass die Europäer vergessen haben, dass sie als Kolonialmächte die Unterscheidung zwischen Tutsis und Hutus erst erfunden haben. Sie beginnt nach ihrer Pensionierung ein privates Archiv über den Völkermord in Ruanda anzulegen und beschäftigt sich dabei intensiv mit dem Internet und entdeckt Wikipedia. Dort wird sie «der gute Geist» des Eintrags über die Ereignisse von 1994. Nach ihrer lang hinausgezögerten Pensionierung – zuletzt hat sie als Lehrschwester gearbeitet – ist sie eine der «Early Adopters» des sogenannten Jungbrunnens. Die Begründung für ihre Zusage, bereits an experimentellen Programmen zum Neuroprotokoll teilzunehmen lautet wie folgt: Ihr sei 1994 nicht ein weiteres Leben

geschenkt worden, um später dieses Leben leichtfertig aus der Hand zu geben, wenn ein Mittel dagegen existiert. Um 2030 ist aus ihrem Hobby eine voll funktionsfähige Forschungseinrichtung im Netz geworden, die aufgrund ihres hohen Niveaus in der entstehenden Akademie einen sehr guten Ruf genießt, Stipendien vergibt und Büros in Berlin, Wien und Bern unterhält. Sie weitet den Horizont ihrer Forschung kontinuierlich aus und beschäftigt sich später auch mit anderen, teilweise vergessenen Konflikten und Genoziden in Afrika. Zeitungsartikel in der englischsprachigen Welt, die sie als «Florence Nightingale der afrikanischen Genozidforschung» bezeichnen, findet sie zwar sachlich falsch und albern, aber ihrer Eitelkeit wird doch dadurch geschmeichelt. Dass durch das Neuroprotokoll auch den Mördern mehr Leben gegeben worden ist, wird ihr anhand der verschiedenen Drohungen, die sie immer wieder erhält, nur zu klar. Sie kennt Hüseyin Altay nicht persönlich, hat sich mit ihm aber einmal über den türkischen Genozid an den Armeniern gestritten. Sie lebt im Haus von Hans Werner Marcks, für den sie nur höfliche Verachtung übrig hat.

Fazit

Potenziale einer Gesellschaft des langen Lebens

«Alt werden kann man nicht vermeiden. Alt sein kann man beeinflussen und gestalten.»

Clovis Défago, Präsident Seneuisse

Wer heute mit Mitte 60 aus dem Berufsleben aussteigt, hat noch 20 bis 30 meist gesunde und auch produktive Jahre vor sich. Die gewonnenen Jahren eines jeden Lebens werden zukünftig nicht mit sinnleeren «Seniorenaktivitäten» vergeudet, sondern mit der Fortführung des bisherigen aktiven Lebens gefüllt sein. Alter ist immer weniger eine für sich gültige Kategorie und immer mehr ein individuell anders verlaufender Prozess, für den es kein einheitliches «Bild vom Alter» oder Stereotype braucht.

Das lange Leben bedeutet für die Menschen in der Schweiz heute schon ein grosses Glück. Trotz körperlicher und geistiger Zugeständnisse an das Alter, steigt die persönliche Glückskurve vom Erwachsenenalter bis fast ans Ende des Lebens kontinuierlich an. Gelassenheit, Balance und Sinnsuche prägen die letzten Jahrzehnte eines langen Lebens. Nun ist es an der Zeit, diese Merkmale auf die Gesellschaft zu übertragen. Statt das lange Leben gesellschaftlich als finanzielles und kulturelles Problem zu betrachten, müssen wir seine Vorzüge entdecken und kreativ weiterentwickeln.

Dieses Potenzial besteht aus vielen Einzelteilen und setzt sich nur frei, wenn es gelingt:

- die starre Einteilung in Lebensphasen zu beseitigen und die Organisation unseres Arbeitslebens flexibel an die neuen Bedürfnisse des längeren Lebens anzupassen
- neue Quartiere zu gestalten und modulare Dienstleistungen zu kreieren, die die Frage «Daheim oder im Heim» obsolet machen
- offene Plattformen aufzubauen, auf denen verschiedene lokale und internationale Anbieter Hilfe- und Pflegeleistungen anbieten können
- technische Innovationen und Care-Tech dafür einzusetzen, um das Pflegesystem zu entlasten und im Alter Selbständigkeit und die Kontrolle über das eigene Leben zu erhalten
- mit den gewonnenen Jahren und dem individuellen Glück zur Lösung von gesellschaftlichen Herausforderungen beizutragen.

Anhang

Workshop-Teilnehmer

Folgende Teilnehmer durften wir für einen Workshop im GDI begrüßen, an dem wir unsere Thesen vorgestellt und diskutiert haben. Für ihre guten Ideen und produktive Mitarbeit bedanken wir uns herzlich.

- Iren Bischofberger, Fachbereichsleitung Forschung, Careum, Zürich
- Clovis Défago, Präsident, Senesuisse, Bern
- Thorsten Kramp, Research Scientist, IBM Research, Rüschlikon/Zürich
- Andreas C. Meier, Director, World Demographic & Ageing Forum, St. Gallen
- Rosmarie Michel, Unternehmerin, Zürich
- Anja Paehlke, Leitung BegegnungsCentrum Haus im Park, Körper Stiftung, Hamburg
- Jessica Schnelle, Leiterin Generationen, Migros Kulturprozent, Zürich
- Andreas Sidler, Leiter Forschung & Wissensvermittlung, Age Stiftung, Zürich
- Monique R. Siegel, Trendforscherin, Zürich
- Karin Vey, Executive Briefing Manager, IBM Research, Rüschlikon/Zürich
- Simon Woodward, Vice President, Swiss Re Center for Global Dialogue, Rüschlikon/Zürich
- Joëlle Zimmerli, Soziologin/Planerin, Zimraum Raum & Gesellschaft, Zürich

Weiterführende Literatur

Age Stiftung (Hg.) (2012). «Wohnen im Alter: gestern – heute – morgen» (Titelthema), Age Dossier.

Bohnenkamp, B. (2008). «Das Ende der Generationen?», GDI Impuls 3/2008.

Bosshart, D. (2011). The Age of Less – Die neue Wohlstandsformel der westlichen Welt.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2010). Sechster Altenbericht der (deutschen) Bundesregierung.

Frick, K. (2005). Generation Gold – Wie sich Werte, Wünsche und Lebensstile zwischen 50 und 80 verändern, GDI Studie Nr. 18.

Generali Zukunftsfonds/Institut für Demoskopie Allensbach (Hg.) (2012). Generali Altersstudie 2013 – Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren.

Hauser, M./Kühne, M./Ehrensperger, A. (2011). Die Super-Opportunisten – Warum Twenty-Somethings das Experimentieren zum Lebensstil machen, GDI Studie Nr. 37.

Neue Zürcher Zeitung (Hg.) (2012). «Rentner» (Titelthema), NZZ Folio Nr. 251.

Perrig-Chiello, P./Höpflinger, F. (2009). Die Baby-boomer – Eine Generation revolutioniert das Alter.

Tügel, H. (2012). «Das Alter auf der Couch» (Artikel über eine Studie von Körper-Stiftung und Nextpractice), GEO 12/2012.

Welzer, H./Rammler, S. (Hg.) (2013). Der FUTUR-ZWEI Zukunftsalmanach 2013

Impressum

Die Gesellschaft des langen Lebens –
Zur Zukunft von Altern, Wohnen, Pflegen

Eine Studie des GDI Gottlieb Duttweiler Institute im Auftrag von
Senesuisse Verband wirtschaftlich unabhängiger Alters- und Pflegeeinrichtungen Schweiz

Autoren:

Karin Frick, Frerk Froböse, Detlef Gürtler

Mitarbeit:

Irène Dietschi, Wissenschaftsjournalistin (Text, Redaktion)

Marcus Hammerschmitt, Science Fiction Autor (Beitrag «Die Neue Akademie»)

Andreas Sidler, Age Stiftung (Beitrag Age Stiftung)

Karin Vey, IBM Research Zurich (Beitrag IBM)

Simon Woodward, Swiss Re Center for Global Dialogue (Beitrag Swiss Re)

GDI Research Board:

David Bosshart, Aurelia Ehrensperger, Mirjam Hauser, Martina Kühne

Illustration, Grafik:

Daniel Stolle, www.danielstolle.com

Sabrina Storchenegger, GDI

Herausgeber:

Senesuisse

Kapellenstrasse 14

CH-3001 Bern

Telefon +41 31 390 99 19

info@senesuisse.ch

www.senesuisse.ch

GDI Gottlieb Duttweiler Institute

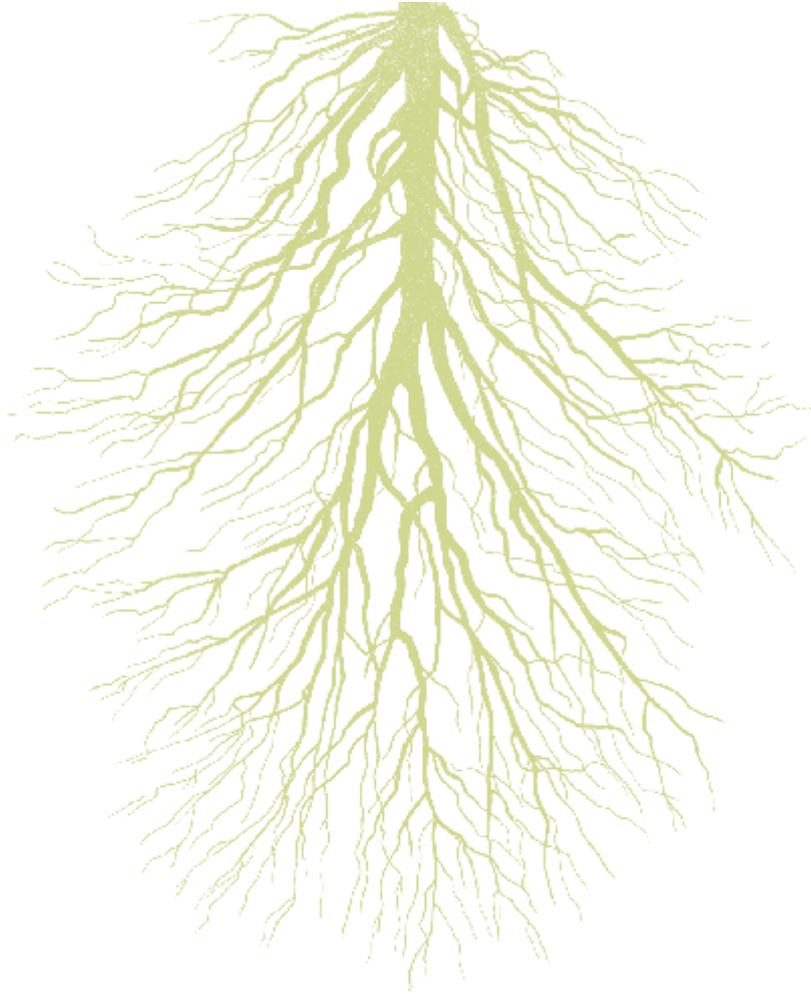
Langhaldenstrasse 21

CH-8803 Rüschlikon/Zürich

Telefon +41 44 724 61 11

info@gdi.ch

www.gdi.ch



Knowledge Partner



**Swiss Re
Centre for Global Dialogue**

Sponsoren



**Der Burgerspittel
im Viererfeld**



Die Mobiliar
Asset Management

senevita
Behutsames Wohnen und Pflege



Tertianum
Gruppe

vivale
volken + idee + kompetenz